

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

010335/1846  
II

Das

487.

# Westphälische Dampfboot.

Eine Monatschrift.

Redigirt

von

S. h.

Dr. Otto Lüning.

Zweiter Jahrgang.

August.

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Gr.

*Eringer, Sesselmann.*

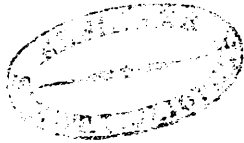
Bielefeld, 1846.

Verlag von A. Helmich. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

010335





4. 2

## Das Nationalnarrenhaus.

(Fortsetzung; vgl. Januarheft.)

Die Direction des Nationalnarrenhauses bittet eine wohlwollende Redaction des Dampfboots und vornehmlich dessen Leser um Entschuldigung, daß die Fortsetzung ihres Berichtes so spät erscheint. Mangel an Stoff war die Ursache durchaus nicht, im Gegentheil hatten wir so viel Zuspruch, daß uns schier die Zeit fehlte, darüber zu berichten. Auch waren noch nicht alle Anstalten vollendet, um unsere Pflegebefohlenen sämmtlich gehörig unterzubringen und vor allen, wie die Gemälde einer Kunstausstellung, in das passendste Licht zu setzen. Alle diese Hindernisse sind jetzt gehoben. Wenn der geneigte Leser nun das Verspätet unseres Berichtes mit Nachsicht entschuldigt, so soll er dafür, falls er einmal zu uns kommen will, die freundlichste Aufnahme und ein Zimmer nach vorn heraus erhalten.)

„Heute scheint's ein glücklicher Tag für uns zu werden,“ sagte Sturmjeder, „wenn es so fortgeht, so wird sich unsere Menagerie bald vortrefflich completiren. Hör' nur, unsere neue Leibgarde ist bereits in nobler Thätigkeit, und wir werden von jetzt an ruhig schlafen können, was wir früher freilich auch schon gethan haben, da wir die Kommunisten weniger zu fürchten hatten als die Manichäer. Hei! schon wieder Zuwachs! Siehst du dort auf der Straße den wohlbeleibten, wohlhabenden Herrn langsam aber konsequent auf uns zusteuern? Die Leibgarde schlägt an; was! ihr Schwerenöthler, ihr werdet doch den guten dicken Mann nicht zurückweisen? Doch nein, das Knurren wird schon sanfter, der Mann scheint sie ebenfalls zu erkennen und nicht zu fürchten, er beschleunigt zwar nicht seine Schritte, aber er winkt ihnen vergnügt lächelnd zu. So! passiert! der Portier läßt ihn ein, treten Sw. Wohlgeboren gefälligst näher.“

Es war ein behäbiger, stattlicher Mann in seinen besten Jahren mit einem fetten rothen Gesichte, eine herrlich gerundete imposante Figur, jeder Zoll ein Rentier, ohne Fehl und desto mehr Überfluß vom Scheitel bis zur Zehe. „Kann man hier für sein Geld anständig und moralisch leben?“ fragte er, nachdem er uns höflich begrüßt hatte.

„Ganz gewiß,“ versetzte ich mit tugendhaftem Ernste, „wozu wäre sonst unsere großartige Anstalt da?“

„Sicher vor den Kommunisten, sicher vor der Theilung des Eigenthums und der Abschaffung des Geldes?“ fragte er weiter; „ich bin Rentier, Herr, und habe 8000 Thlr. jährlicher Einkünfte.“

„Haben Sie unsere wachsame Garde nicht bemerkt?“

„Ei ja wohl,“ sagte er schmunzelnd, „aber man kann nicht vorstichtig genug sein, denn die Welt liegt im Argen. Uf! ich bin schier außer Athem gekommen, obgleich ich ruhig gegangen bin und mich durchaus nicht übereilt habe. Ich bin ein Mann des Fortschritts, Herr!“

Man sah's ihm an. Er knöpfte sich den Rock auf, sehte sich, um zu verschmaufen, und wischte sich pustend die Stirn ab. „Der Weg ist mir sauet geworden“, sagte der Mann des Fortschritts, „aber das schöne Ziel, endlich ein ruhiges und sicheres Ufhl zu finden, stärkte mich in allen Strapazen. Die Furcht, durch den Kommunismus um mein Geld zu kommen, ließ mir nirgends mehr Ruhe. Ich bin, wie gesagt, für den Fortschritt ganz außerordentlich portirt, aber es muß ein vernünftiger Fortschritt sein und es muß mich nicht mehr kosten, als es mir auf der andern Seite wieder einbringt. Ich habe mich immer auf der Höhe des Zeitbewußtseins zu halten gesucht und stets in den ersten Reihen der Kämpfer für Freiheit, Recht und Aufklärung gestanden. Ich habe für Pressfreiheit und Reichsstände geschwärmt und mehr als eine Petition dafür unterzeichnet; ich habe selbst auf den Landtagen durch mein nicht unbedeutendes Reduertalent dafür zu wirken gesucht. Ja, Herr! das habe ich gethan!“

Der Mann des Fortschritts hielt einen Augenblick inne und sah mit einem Blick voll stolzen Selbstgefühls um sich, um sich an unserer staunenden Bewunderung zu weiden. „Sie haben eine Bürgerkrone verdient“, sagte ich, „und zweifelsohne wird das dankbare Vaterland nicht unterlassen haben, Ihnen selbige nebst einem patriotischen Festessen zu verehren.“

„Das führt mich gerade auf den Punct, der mich hieher getrieben hat“, sagte der Mann des Fortschritts seufzend. „Vor einigen Jahren, da war es allerdings anders, da wurden meine Verdienste um den Fortschritt mit Festessen und Adressen anerkannt. Seit aber der Kommunismus Mode geworden ist, namentlich seit er in Deutschland in wissenschaftlicher Gestalt auftritt, will man's uns gar nicht mehr glauben, daß wir wirklich an der Spitze der Zeitbewegung stehen, und man behandelt uns, die Männer des besonnenen Fortschritts, ungeschreit als Aristokraten, als Philister, als Reactionäre. Ha ha! ich muß ordentlich darüber lachen; ich, der renommirte liberale Landtagsdeputirte und Redner für die Reichsstände soll ein Reactionär sein! Freilich müssen wir heutzutage trotz unserer liberalen Gesinnungen häufig gemeinsame Sache mit den Reactionären machen, aber die verzweifelten Kommunisten zwingen uns dazu. Und wer sind diese Leute, die uns so behandeln? Sind es Männer in Amt und Würden? Sind es ange-

sehene begüterte Bürger? Leute von Erfahrung und praktischem Blick? Hat sich was! meistens junge unerfahrene Leute sind es, die auf ihr bißchen Wissenschaft, eine Sache, womit sich eigentlich ein solider Staatsbürger gar nicht zu befassen hat, was einbilden und auf ihre Theorien gestützt Alles besser wissen wollen, als wir zusammen. Sie suchen sich freilich auch wohl ein praktisches Ansehen zu geben und die Wirklichkeit, wie sie ist, zu betrachten; aber den Kern des Volkes, die Bourgeoise, lassen sie liegen, um sich mit der Hefe des Volkes, mit elenden Lumpengestebel zu beschäftigen. Ist das praktisch? Sie sprechen von der Noth der arbeitenden Klassen, sammeln aus reiner Bosheit statistische Notizen über deren Lage und treten einem überall mit empörenden Zahlen entgegen. Ist das praktisch, die armen Leute, denen es ohnehin schon schlecht genug geht, noch an ihre elende Lage zu erinnern und ihnen die Hoffnung zu erregen, daß es besser mit ihnen werden könnte? Ihre ganze praktische Weisheit besteht in dem Sage, wer arm ist, der hat Nichts und muß mancherlei entbehren. Ei ja! ihr Herren, das habe ich vorher auch schon gemußt. Aber erstens ist es unmöglich, die Armuth aufzuheben, denn Armuth hat es inmer gegeben, und unsere Väter waren doch auch ganz geschicte Leute; zweitens, wenn es auch möglich sein sollte, wäre es im höchsten Grade unpraktisch. Ich hab 3. B. 8000 Thlr. Renten, aber was hülfte mir das, wenn alle Leute eben so viel hätten? wer würde mich dann bedienen, wer für mich arbeiten wollen? Ich müßte mir ja meiner Freu! die Stiefeln nicht nur selber machen, sondern auch selber putzen, ich, ein Mann des Fortschritts, mit 8000 Thlr. Renten! Diese theoretischen Fafeleien sind so leicht zu widerlegen, daß es mich höchlich wundert, wenn die Kommunisten, unter denen es doch, unter uns gesagt, Leute gibt, die gar nicht auf den Kopf gefallen sind, es nicht einsehen wollen. Sie sagen, wenn die Arbeit nicht mehr eine erzwungene Lohnarbeit sei, werde Jedermann gern aus guter Lust arbeiten; ich aber sage, Niemand würde arbeiten, wenn er nicht muß. Die Leute kennen die Menschen nicht; ich für meine Person habe, seit ich von meinen Renten lebe, noch nie die geringste Lust verspürt, irgend etwas zu arbeiten; das ist doch wohl Beweis genug. Sie sagen ferner, bei einer vernünftigen gesellschaftlichen Ordnung werde und müsse sich Jeder mit irgend einer nützlichen Arbeit beschäftigen. Das ist nun aber gar lächerlich. Wie sollte ich z. B. es wohl anfangen, mich nützlich zu beschäftigen? Ha ha ha! Würde es nicht über die Maßen lächerlich aussehen, wenn ich, ein Mann von 8000 Thlr. Renten, Strümpfe strickte oder Steine klopfte?"

Der Mann des Fortschritts brach bei der Vorstellung, daß er nützliche Arbeiten verrichten sollte, in ein so herzliches Gelächter aus, daß er sich dabei versang; er wurde kirschroth im Gesichte und schien hustend dem Erstickten nahe zu sein, von welcher Gefahr ihn jedoch Sturmfeder errettete,

indem er mit beiden Händen ein wohlgefügtes Bauensolo auf seinem Rücken auführte. „Ich danke Ihnen,“ sagte der Mann des Fortschritts, nachdem er sich erholt hatte; „ich habe eine zu lebhaftes Phantaste und muß putziren; die närrische Vorstellung, mich arbeitend zu sehen, ergriff mich so lebendig, daß ich dadurch in diese Gefahr gerieth, woran wieder die verdammten Kommunisten Schuld sind. Es ist aber meine heiligste Pflicht, meine kostbare Gesundheit dem Vaterlande zu erhalten; darum muß ich den zu hohen Flug meiner Phantaste zu hemmen suchen und Bittersalz trinken. Ein Mann wie ich braucht keine Phantaste, die einem hungerigen Poeten ganz nützlich sein mag, für einen intelligenten und aufgeklärten Fortschrittsmann aber überflüssig ist und selbst nachtheilig werden kann.“

„Ohne Sorge, Verehrtester,“ unterbrach ihn Sturmifer; „ich werde Ihnen an dem Sitze Ihrer Intelligenz, ich meine an dem Theile, auf welchen Sie mitsammt Ihrer Intelligenz und Aufklärung sitzen, Blutegel appliciren, diese Operation durch Klystiere und Bittersalz unterstützen, und Ihre Phantaste soll sie nicht weiter belästigen und so zahm werden, daß Sie Novellen für das Unterhaltungsblatt des Westphälischen Merkurs damit schreiben können.“

„Ja ja! die verzweifelte Phantaste!“ fuhr der Fortschrittsmann fort; „sie richtet auch sonst im Leben Unfug genug an; sie ist's auch, welche die Kommunisten über alle Schranken des zu Vernunft und Recht Bestehenden hinausreißt. Sonst müßten sie es, mein Seel! doch einsehen, daß Gleichheit des Besitzes unmöglich ist, und eine Gütertheilung nichts hilft. Wenn wir heute auch theilen und Alle gleichviel haben, so wird der Eine das Seinige verklumpen, der Andere erhalten und vermehren. Und dann? nicht wahr, dann würden wir von Neuem theilen? Ei ja! proßt Mahlzeit!“

Der gute Mann lachte wieder so herzlich, wie eine liberale Schweizerzeitung, wenn sie auf ähnliche geistreiche Weise den Kommunismus niedergeschmettert hat; er mäsigte aber sofort sein Lachen, als er an die Gefahr des Erstickens dachte, der er so eben erst entronnen war, und an seine Pflicht, sein kostbares Fortschrittsleben dem Vaterlande zu erhalten.

„Es geht wahrhaftig nicht“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „schon wegen der Tugend und Moral, und das muß doch sein. Sehen Sie, ich halte erstaunlich viel auf Tugend und Moral; beides kann aber nur statt finden, wenn es das Laster zum Gegensatz an. Wird das Eigenthum abgeschafft, so kann ich nicht stehlen, nicht betrügen, nicht raubmorden, nicht falliren, und folglich — auch nicht tugendhaft und moralisch sein. Denn das ist keine Tugend, wo jede Versuchung, ja jede Gelegenheit zum Verbrechen fehlt; da ist es keine Kunst, tugendhaft und moralisch zu sein, und es gäbe gar keinen Unterschied mehr zwischen ehrlichen Leuten und Spitzbuben. Das wäre aber ganz erschrecklich. Ich bin stolz

auf meinen guten Lebenswandel, ich habe immer auf säuberliche Reputation gehalten, mich punkt 10 Uhr zu Bett gelegt und meine Rechnungen pünktlich bezahlt; ich habe nie betrogen, nie gestohlen, hab's auch, Gott sei Dank! nie nöthig gehabt, denn ich hatte sonst mein Auskommen; was hülfte es mir aber, wenn jeder Lump eben so solid und rechtschaffen wäre? wie könnte ich mich dann von einem solchen unterscheiden? Und das muß doch sein. Würde aber das Eigenthum abgeschafft, so wüßte ich doch meiner Seel! nicht, was man da noch für Verbrechen begehen könnte, angenommen wenn's mal einem Narren einfiel, aus Eifersucht, Neid oder dgl. seinen Nebenbuhler todt zu schlagen. Ein solcher gehört aber von Gottes und Rechtswegen in's Narrenhaus, wenn gleich nicht in das unsrige. Mein Herr, mit der Aufhebung des Eigenthums würde auch der Begriff von Tugend und Laster verschwinden, und kein Mensch könnte mehr tugendhaft sein; würde dabei aber wohl der Staat, Credit, Handel und Wandel bestehen können? Davon verstehen die Kommunisten freilich nichts. Aber auch noch unmittelbarer ist das Eigenthum die Mutter mancher schönen Tugend; wie könnte z. B. die Wohlthätigkeit ohne dasselbe bestehen? Die Kommunisten, die soviel von den Leiden der Armuth reden, werden's doch gewiß nicht bestreiten, daß die Wohlthätigkeit eine schöne Tugend ist. Und obendrein ist's eine Tugend, die uns wohlhabenden Leuten gar nicht viel Mühe macht — dieses beiläufig. Aber ich habe auch ein fühlendes Herz für die Noth der Armen, und habe schon manchen hübschen Thaler für Wasserverunglückte und Brandbeschädigte subscribirt, dafür gelte ich auch mit Recht für einen mildthätigen und menschenfreundlichen Mann, wie sich das für einen Mann des Fortschritts nicht anders schickt.“

„Da Sie soviel auf die Moral geben“, sagte ich, während der Mann des Fortschritts mir eine Priße bot, „so werden Sie gewiß gegen die religionsfeindlichen Bestrebungen unserer Zeit eben so mannhaft Ihren Mann stehen; nicht wahr?“

„O ganz gewiß,“ rief er eifrig aus, „ich bin zwar ein sehr aufgeklärter Mann — denn das gehört zum Fortschritt —; aber der Gebildete muß mit gutem Beispiel voran gehen. Übrigens hat es damit seine eigene Bewandniß. Unter uns gesagt,“ fuhr er fort, indem er seine Stimme dämpfte und sich vorsichtig umschaute, „ich bin ein aufgeklärter Mann und glaube natürlich nicht Alles, was im Katechismus steht; ich glaube nur, was ich begreifen kann, und das ist blutwenig. Am besten ist es, man denkt und spricht so wenig als möglich über diese Gegenstände, beobachtet im Auseren das *decorum*, um dem gemeinen Mann kein Ärgerniß zu geben, und verfährt überall mit Mäßigung und Toleranz, ohne sich in Konsequenzen zu verirren. Ich gehe alle vier Wochen in die Kirche, obgleich ich der Meinung bin, daß unsere Bildung eigentlich über die Religion

hinausgeht; noch viel weniger bin ich Atheist, sondern ich bekenne mich zu einem gemäßigten Deismus, wie er einem Manne des Fortschritts wohl ansteht. Man muß nur die Sache nicht zu ernsthaft nehmen und nicht zu scharf bestimmen wollen, denn dabei kommt nichts heraus, als konfessioneller Haber und Streit, der mich ganz in meiner Gemüthsruhe stört. Sehen Sie, der Deutschkatholicismus, das wäre so mein Fall, wenn nur die Leute nicht zu weit gehen und nicht vernachlässigen, sich der Fassungskraft des gemeinen Mannes zu accomodiren; gegen den Ultramontanismus kann man schon Opposition machen und sich auch in religiösen Dingen als einen freisinnigen Mann zeigen, ohne befürchten zu müssen, sich bei der Polizei zu compromittiren. Die protestantischen Lichtfreunde gehen jedenfalls viel zu weit! Das ist nichts, das kann zu schlimmen Händeln führen. Das ist so meine Ansicht; ich lasse aber Jedem die seinige, und Gott soll mich bewahren, über diese Dinge mit irgend Jemand Streit anzufangen.“

„Dieser hohe Geist der Bildung,“ unterbrach ich den eifrigen Redner, „strahlt aus Ihrem Bauche wieder, dem Spiegel Ihres edelen humanen Sinnes. Wären nur alle Leute so tolerant! Es ist aber ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit, daß gerade die Atheisten oft viel fanatischer in ihrem Nichtsglauben sind, als mancher gute Christ in seinem Glauben.“

„Ja ja,“ fuhr der Mann des Fortschritts fort, „davon habe ich selbst einmal ein Beispiel erlebt, welches zugleich beweist, wie nachtheilig es ist, wenn man diese Sachen, über welche man nun doch einmal nichts Gewisses wissen kann, zu ernsthaft treibt. Ich hatte einen Neffen, der auf der Universtät, statt Bandecten und das Landrecht zu studiren, nichts that, als tolle Streiche machen und allerhand *allogria* treiben, die weder Brod noch Ehre bringen. Er kam zurück und trat als Oberlandsgerichtsaudcultor ein. Nach einiger Zeit eröffnete mir der Präsident, mit dem ich täglich auf der Ressource meine Parthie Boston spielte, im Vertrauen, mein Schlingel von Neffe habe zwar allerlei hübsche Kenntnisse, werde es aber schwerlich weit im Staatsdienste bringen, da er schon jetzt seine Actenarbeit gröblich vernachlässige und sich durchaus als einen unpraktischen Kopf zeige. Ich glaubte es ihm gern. Ich kann aus unserer Jugend nicht klug werden. Vor zwölf Jahren, als bei hübschen gesetzten Leuten der Fortschritt und der Liberalismus noch gar nicht Mode war, gebärdeten sich die Zungen auf der Universtät so revolutionär, daß es einem davor graute, daß ein Vater seinen Sohn, zumal wenn er talentvoll war, nur mit Angst und Furcht auf die Universtät schickte; denn ein Junge von Kopf und Herz konnte es dazumal gar nicht thun, ohne ein schwarzrothgoldenes Band zu tragen und sich später einsperren zu lassen oder landflüchtig zu werden. Mein Neffe war freilich ganz anders, ja, der Schlingel lachte mich oft mit meinen Fortschrittsbestrebungen aus. So ein lockerer Zeisig er auch war, so



disputirte er doch oft und gern mit unserm Pfarrer, einem sehr gelehrten und aufgeklärten Manne, über theologische Gegenstände, und so gelehrt und so ernsthaft, daß ich es oft nicht einmal verstand, obgleich ich doch einen hübschen Verstand und eine hübsche Bildung habe. Der Pfarrer lächelte dabei oft und sagte, mein Nefse sei ein spekulativer Kopf. Gott erbarm's! ein spekulativer Kopf, und beschäftigt sich als Auscultator mit theologischen Dingen, statt über seinen Acten zu sitzen! Ja! und dieser Brausewind, der auf der Universität eben so viel Schulden machte, als er Wechsel hatte, entblödete sich nicht, unseren Pfarrer zu beschuldigen, er fasse das Christenthum viel zu oberflächlich auf; er sprach von seichtem Rationalismus und sagte, es heiße das Christenthum herabsetzen; wenn man nichts als eine dürre Moral daraus abzuleiten wisse. Unser Herr Pfarrer hielt nämlich ganz fürtreffliche moralische Predigten und ließ sich nicht auf unfruchtbare, spitzfindige, dogmatische Streitigkeiten ein; jedenfalls mußte er, als Mann von Fach, das besser verstehen, als mein naseweiser Nefse. Dieser aber sprach immer nur von Glauben und von dem großartigen tiefen Gehalt der christlichen Glaubenslehre, und wie nur im Glauben das Christenthum wahrhaft lebendig sei; so daß man hätte glauben sollen, der Zunge sei so eben mit tausend Thaler Gehalt unter die Pietisten gegangen, und doch war er im Stande, mich unter den Tisch zu trinken und ganze Nächte nicht zu Hause zu kommen. Von Toleranz wollte er aber gar nichts wissen, obgleich er viel von Philosophie schwagte und behauptete, erst diese habe ihn das Christenthum, das ihm vorher gleichgültig gewesen, erkennen und die Bestimmungen des Glaubens in ihrer ganzen Tiefe und wahrhaften Bedeutung auffassen lassen und den Glauben zum Wissen erhoben, und dahin müsse Jeder, dem das Wort „Religion und Christenthum“ nicht bloß ein leerer Schall sei, nothwendig kommen. Eine schöne Philosophie das, die mich nicht einmal mehr glauben lassen will, was ich Lust habe? Freilich schalt mein Nefse unsre fortschreitende Aufklärung philisterhaften Indifferentismus, und er konnte sich dagegen so heftig erbohen, daß er einmal, als er an meinem Geburtstage bei mir speisete und das Gespräch auf diese Dinge brachte, unter wüthendem Schwadroniren zwei köstliche Schnepfen hinter einander weg verschlang und sodann aus purer Bosheit nicht einmal wußte, was er gegessen hatte. Ja so sind diese Leute; außs Trinken verstehen sie sich schon, aber die Kunst des Essens — davon wissen sie nichts. Wahrhaftig, mir thut jedesmal das Herz weh, wenn ich sehen muß, wie ein Mensch die köstlichen Gottesgaben so ohne Gefühl und Bewußtsein hinter sich schiebt; und mein Nefse verzehrte die Schnepfen so gleichgültig, als ob es ein gefottenes Fuhn gewesen wäre, oder gebratene Tauben, womit die Hallenser Speisewirthe in der Zeit, wenn die jungen Krähen flügge werden, die Studenten zu regaliren pflegen.“

„Das ist der Geist der Verneinung, der unsere Jugend dahin gebracht hat, daß ihr Nichts mehr heilig ist“, seufzte ich aus dem Innersten meines Herzens; die Hallenser gebratenen Tauben riefen wehmüthige Erinnerungen in mir hervor.

„Wenn's nur noch dabei geblieben wäre!“ fuhr der Fortschrittsmann fort. „Aber bald darauf wurde mein Nefse seiner amtlichen Stellung enthoben und ihm die Acten, welche er so gröblich vernachlässigt hatte, officiell aus dem Hause geholt. Stellen Sie sich nur vor, was das für eine Blamage meines guten Namens war, der unter honetten Leuten stets einen guten Klang gehabt hatte. Freilich mein Nefse machte sich nichts daraus; er hatte seit einiger Zeit sein Suitistren eingestellt und studirte Tag und Nacht, natürlich lauter unpraktisches, unnützes Zeug, aber so eifrig, daß er blaß davon wurde. Ich konnte einmal in Folge einer Indigestion, welche ich mir durch den Genuß einer Krametsvogelpastete zugezogen hatte, nicht schlafen und war deshalb genöthigt wieder aufzustehen. Es war gegen Eins, und da sah ich meinen Nefsen, der mir gegenüber wohnte, noch ganz vertieft über einem Buche sitzen, und er machte dazu ein so wichtiges Gesicht, als ob er mindestens über die Anlage einer neuen Eisenbahn nachgedacht hätte. Wahrhaftig ein schöner Lebenswandel! Aber die nachtheiligen Folgen blieben nicht aus. Während wir soliden Fortschrittsmänner, die wir uns den Schlaf nicht durch unzeitige Lectüre verkürzten, gesund und wohlbeleibt bei unsern aufgeklärten, christlichen Ansichten blieben, gerieth mein Nefse in eine immer gefährlichere Richtung; er wollte vom Christenthum nichts mehr wissen, selbst nicht so, wie er selber es früher aufgefaßt hatte, und er sprach es zuletzt ungeschweht aus, er sei Atheist. Unser Pfarrer lächelte und sprach vortrefflich über die Vorzüge eines vernünftigen gemäßigten Deismus, und wie der Atheismus stets nur eine traurige Verirrung des Geistes sei; zugleich machte ich selber ihn auf das Unchristliche, Gefährliche und Polizeiwidrige seines Unglaubens aufmerksam. Da hätten sie aber den Schlingel sehen sollen; seine bleiche Stirn röthete sich, und ein stolzes schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen. Hätte mein Nefse sich nur wenigstens damit begnügt, seine Ansichten privatim unter guten Freunden auszusprechen! Aber das that's ihm nicht; er ließ ein atheistisches Buch drucken, und als er deswegen zur Untersuchung gezogen wurde, machte er sich aus dem Staube und wurde steckbrieflich verfolgt. Ja, Herr! auch das mußte ich erleben, meinen guten ehrlichen Namen in einem Steckbrief prangen zu sehen! Was ich dabei gelitten habe, das weiß nur Gott; ich wagte kaum, einem ehrlichen unbescholtenen Manne in die Augen zu sehen, so unschuldig ich auch in der ganzen Sache war. Acht Tage lang mochte ich nicht einmal die Ressource besuchen, ich meinte doch wahrhaftig, jeder müsse mir meine Schande gleich an der Stirn ansehen.“

Die schmerzlichen Erinnerungen überwältigten den Mann des Fortschritts, er hielt erschöpft inne und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Wir ehrten seinen Schmerz und schwiegen voll inniger Theilnahme. Da wurde die Thür heftig aufgerissen, und ein grimmig blickender, schnurrhärtiger Mann, mit einem langen Schwerte begürtet, trat herein. Wie er uns erblickte, milderte sich der strenge Ausdruck seiner Züge und er sagte: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in euerem Bunde der Dritte, oder vielmehr der Vierte;“ dann wollte er sich todt lachen, als hätte er etwas außerordentlich Wichtiges gesagt.

„Wer sind Sie?“ fragte ich, ihm näher tretend.

„Ein Mann, Herr! ein Mann im vollen Sinne des Wortes,“ versetzte er, plötzlich wieder grimmig blickend. „Bezweifeln Sie es? wünschen Sie Beweise?“ setzte er hinzu, indem er einen Schritt vortrat und rasselnd an sein Schwert schlug.

Ich prallte erschrocken zurück; der Mann des Fortschritts rückte besorgt mit seinem Stuhle fort; Sturmfeber zog entschlossen eine Klystierspritze aus der Tasche, steckte sie in einen neben ihm stehenden Wassereimer und machte sich schußfertig.

„Gilt's?“ fragte der Grimmige mit stolzem Lächeln, indem er das Schwert halb aus der Scheide zog.

Statt der Antwort eröffnete Sturmfeber sofort sein Feuer, oder vielmehr sein Wasser, und gab seinem Gegner eine volle Ladung. „Wah! nur Wasser! ungleiche Waffen!“ brummte dieser abgekühlt und verbrießlich, indem er sich das Gesicht abwischte und das halbgezogene Schwert wieder einsteckte. „O! wo finde ich nur einen würdigen Gegner, der mir, Mann gegen Mann, gegenüber tritt und mir Gelegenheit gibt, meinen Muth, meine Mannhaftigkeit zu beweisen! Ist keine Tugend mehr auf Erden? Mein ganzes Renommé hat der Zeitgeist zerstört, nur an meinen Duellmuth hat er sich nicht gewagt; diesen zu bezweifeln hat Niemand der Mühe werth gefunden. Aber was hilft mir das, da Niemand etwas darauf gibt? da ich in der schönsten Welt nicht einmal Gelegenheit finden kann, ihn glänzen zu lassen? Schafft mir einen Gegner, ein Königreich für einen Gegner! Schöne Ritterzeit, wo es noch vergönnt war, öffentlich Männlichkeit zum Kampfe aufzufordern! Ich hab's auch versucht, habe in die Zeitungen einrücken lassen: „Jemand wünscht seine Tapferkeit zu zeigen und sucht einen satisfactionsfähigen Gegner; auf schriftliche frankirte Anfragen erteilt die Expedition dieses Blattes nähere Auskunft.“ Aber Niemand hat angefragt, Niemand sich gemeldet, und man hat mich mit meiner Tapferkeit nur verhöhnt und zum Narren gemacht. Da zog ich persönlich aus auf Abentheuer; ich hörte von diesem neuen Etablissement, und mein Herz schlug hoch vor Freude; dort, dachte ich, kann es mir sicher nicht feh-

ten, einen meiner würdigen Gegner zu finden. Ich gürtete mir das Schwert um die Lenden, ziehe todesmuthig und siegesfroh hin und — man tritt mir mit einer Klystierspritze entgegen! Eine schöne Welt! Wieder um eine Täuschung ärmer geworden, ärmer — aber nicht klüger! Oh!”

Er warf sich unmuthig auf einen Sessel und strich mit kriegerischer Lieutenant's-Grazie seinen Schnurrbart in die Höhe. Der Mann fing an mich zu interessiren, theilnehmend trat ich ihm näher; Sturmfeder, um mich vor einem etwaigen Angriff zu schützen, nahm mit geladener Spritze seitwärts eine vortreffliche Position, von welcher aus er sowohl meine Flanke als auch den auspringenden Winkel wirksam bestreichen konnte. Unter diesem Schutze rückte ich muthig vorwärts.

„Aber, Verehrtester,“ fragte ich den Grimmen, „ist es denn durchaus nothwendig, daß Sie sich schlagen?“

„Wissen Sie ein anderes Mittel, Herr,“ fuhr er mich barsch an, „wodurch ich meinen Muth und meine Mannhaftigkeit darthun kann? Man schwagt freilich heutzutage viel von dem wahren Männermuth, der sich nicht durch Klopffechtereien bewähre, sondern dadurch, daß man überall der rohen Gewalt und Unterdrückung mit aller Kraft des Geistes entgegen trete und die Wahrheit ohne alle Menschenfurcht ausspreche und vertheidige. Das sind aber Alles Mittel, die es bei mir nicht thun können, auch habe ich nicht das Zeug dazu.“

„Das ist freilich schlimm,“ versetzte ich, indem ich mich hinter den Ohren kratzte. „Indessen, wenn es einmal durchaus sein muß, so beruhigen Sie sich nur; da wir hier der Narren so viele haben, so wird sich auch wohl einer finden, der Ihnen zu Willen sein wird. Jedenfalls aber heiße ich Sie höchlich und herzlich in unserer Anstalt willkommen; ein solcher Bahard, ein solcher Ritter ohne Furcht und Tadel hat uns grade noch gefehlt, und ich zweifle gar nicht daran, daß Sie sich binnen Kurzem unter uns mächtig emporschwingen und der Ersten einer sein werden. Dazu haben Sie ganz gewiß das Zeug.“

Der Mann des Fortschritts, dessen Besorgniß verschwunden war, trat dem neuen Ankömmling näher und bot ihm die Hand. „Ich kenne Sie jetzt,“ sagte er, „Sie waren früherhin nicht grade mein Freund, denn Sie waren ein windiger spöttischer Bursche und spielten dem ehrbaren Bürger manchen Bossen. Da uns aber unsere gemeinsamen Feinde in dieses gemeinsame Asyl geführt haben, so wollen wir Alles vergessen und Freunde werden.“

Der Bahard schlug in die dargebotene Hand ein.

„Sie sagten,“ fuhr der Fortschrittsmann fort, „der Zeitgeist habe Ihnen Ihr Renommé zerstört. Weiß wohl, Sie galten früher für einen gewaltig witzigen und gescheuten Menschen und die Leute fürchteten sich or-

dentlich vor Ihnen. Aber nicht wahr, das ist jetzt nicht mehr der Fall, und es sind gerade die neuen Ideen, die Sie Ihres Glanzes beraubt haben?“

Bahard nickte.

„An den neuen Ideen und neuen Menschen verpuffte Ihr Wit, wie Seifenblasen, die nur auf stille tranquile Luft eingerichtet sind? Ihr Verstand hielt ebenfalls nicht dagegen aus, denn er war nur auf harmlosere Gegenstände zugeschnitten; und damit Sie nun nicht ganz als entkleideter Strohmann dastehen müssen, wollen Sie durch ritterliche Tapferkeit glänzen, ist's nicht so?“

Bahard nickte.

„Ein würdiges Unternehmen“, sprach der Fortschrittsmann weiter, „obgleich ich für meine Person nicht viel auf Tapferkeit gebe, denn ich bin nicht Militär und bin auch nicht Student gewesen. Aber ich achte jedes Standesprivilegium, denn ein Unterschied muß sein. Wir tragen zwar beide unsere Kalbdaunen im Kopfe, den Verstand aber ich im Bauche und Sie im Arme; der Unterschied ist in der Natur der Stände begründet und doch nicht so groß, daß wir nicht von Herzen Freunde werden könnten. Es mag übrigens auch ein ganz schönes romantisches Gefühl sein, sich so mit blanker Waffe gegenüber zu stehen.“

„Könnte es die Rhyttersprige nicht thun?“ fragte Sturmfeder, indem er mit gesenkter Waffe, ein Zeichen seiner friedlichen Gesinnung, näher trat; „in diesem Falle wäre ich selber bereit, den Kampf mit Ihnen zu wagen. Blanke Waffen sind zwar etwas gar Schönes, und als ich noch jung war, hatte ich selber eine große Freude daran; es ist nur dagegen einzuwenden, daß blanke Waffen in unserer Anstalt statutenmäßig eben so streng verboten sind, wie in Rußisch Polen. Die Rhyttersprige ist auch ein schönes Instrument, das Zischen des Wassers ist ebenso lustig anzuhören, als das Klirren blühender Klingen, und ein gut angebrachter Wasserstrahl wird's eben so gut thun, als ein Rit in der Backe. Die Hauptsache bleibt doch, daß man sich offen und ritterlich mit gleichen Waffen und stattlicher Gebärde gegenüber tritt.“

„Nun, es sei,“ versetzte der Bahard, „in Ermangelung eines Bessern muß man schon vorlieb nehmen, denn ich kann es wirklich vor Kampfeslust nicht länger aushalten.“

„Und Sie sollen öffentlich vor allem versammelten Volke den Kampf ausfechten,“ sagte ich; „Portier, läuten Sie die Versammlungsglocke.“

Die Glocke ertönte, und alle Bewohner des weitläufigen Gebäudes sammelten sich auf dem dazu bestimmten freien Plage. Auch unsere Garde kam herbei und begrüßte den Bahard als einen guten Bekannten. Der grüne Beobachter klopfte ihm mit einem Protector-Lächeln auf die Achsel,



die allgemeine Dame reichte ihm mit vornehmer Anstande die Hand zum Kusse, und der Götterbote, der sich inzwischen in „altem Klaren“ einigen Humor angezogen hatte, begrüßte ihn mit läppisch-vertraulichen aber doch submissiven Bücklingen; er hatte von dem Bahard schon manches schöne Trinkgeld für die Bestellung seiner Nachrichten erhalten. Ich unterrichtete die Versammlung in kurzen Worten von dem erhabenen Schauspiel, welches sie ansehen sollte; die allgemeine Dame wurde dazu bestimmt, dem Sieger einen löschpapiernen Kranz in die Locken zu drücken. Mit ritterlichem Anstande traten die beiden Kämpfer, ihre Sekundanten zur Seite, auf die Mensur, und auf das gegebene Kommando wurde von beiden Seiten ein sehr wohlgenährtes Wasser eröffnet. Doch war Sturmfeder dem Gegner in geschickter Handhabung seiner Waffe überlegen; gleich sein erster Strahl fuhr dem Bahard in die Augen, und als er diese schloß und dabei das Maul aufsperrte, erhielt er sogleich eine volle Ladung hinein. Natürlich machte er nun den Mund zu; wie er aber die Augen öffnete, um sich zu blicken, richtete Sturmfeder wieder sein sicher treffendes Geschöß darauf, und so wiederholte sich das alte Spiel, indem Sturmfeder auch die geringste Blöße mit unerschrockener Kaltblütigkeit zu benutzen wußte. Die Zuschauer sahen mit gespannter Erwartung, verhaltenem Athem und lautloser Stille dem gewaltigen Kampfe zu, wie einst die Griechen in der troischen Ebene dem Zweikampf des Ajax und Hector, „und Staunen ergrieff, die es ansah.“ Beide Kämpfer weichen sich tüchtig ein, aber sie wichen und wankten nicht. Zulezt erhielt Sturmfeder einen Strahl auf seine weit vorspringende Nasenspitze, welches ein dreimaliges Niesen verursachte; diese Gelegenheit benutzte er, sich aus Höflichkeit und ärztlicher Rücksicht auf den Zustand des Bahard-*ingenium* für besiegt zu erklären. Dann näherten sich die Kämpfer einander und reichten sich die Hand zur Versöhnung. Der Sieger blickte stolz und freudig um sich; er fühlte sich sichtlich gehoben und erleichtert, daß er seine lang verhaltene Tapferkeit endlich hatte fahren lassen können. Aller Augen hingen voller Bewunderung an ihm, und das war ihm lange nicht passiert. Er schritt mit so stattlichem Anstande, wie nur je ein Pfau auf zwei Beinen eingeschritten ist, auf die allgemeine Dame zu, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, und sie kränzte sein Haupt mit dem löschpapiernen Kranze der Unsterblichkeit. Sturmfeder wußte sich übrigens mit philosophischer Ruhe in sein Mißgeschick zu finden, und er fand in dem Gedanken, von der allgemeinen Dame nicht bekränzt worden zu sein, einen überreichen Trost.

„Meine Herren und Damen“, begann ich, indem ich eine höhere Stellung einnahm und mich auf einen Stuhl stellte, „aus dem eben stattgefundenen Schauspiel sehen Sie, daß ritterliche Art und ritterliche Tapferkeit noch nicht verschwunden ist. Da draußen in der Welt mag dieses frei-

lich wohl der Fall sein, wie Freund Bahard klagt; aber wie alles Große und Schöne flüchtet diese Tugend zu uns und findet gedeihliche Aufnahme. Und so wird es zweifelsohne noch mit mancher schönen Tugend gehen, die draußen keinen Platz mehr findet; nur immer herein zu uns, wir werden auf diese Art eine schöne Sammlung von Tugenden bei uns anlegen, eine ganze Menagerie, ein Raritätenkabinet von Tugenden, zum Schutz und Frommen künftiger Geschlechter. Denn es versteht sich von selbst, daß wir alle Tugenden möglichst conserviren, einsalzen, räuchern, ausstopfen und systematisch rangiren. Zu uns werden dann nach Jahrhunderten die Geschichtschreiber und Philosophen wallfahrten und so ganz leicht und bequem die ergöglichsten Studien machen. Das wird sogar noch der Fall sein, wenn einmal eine neue Sündfluth uns und die ganze Welt verschlingen sollte, und nach Jahrtausenden das neue Geschlecht in den zertrümmerten und neu gebildeten Erdschichten eben so sorgsam wie heutzutage unsere Geologen, nach versteinerten Nesten umherwühlt, die ihm Kunde geben sollen von dem Leben und den Gebilden der versunkenen Vorwelt. Was werden sie da für Augen machen bei dem reichen Fund, den sie thun werden an dem Orte, wo wir in den Vorweltstrümmern eingesargt liegen! Was haben wir jetzt für Vorweltreste? Knochen, fabelhafte unvernünftige Bestien, Ichthyosaurusen und sonstige Ungethüme; und doch gibts Leute, die sich auf's eifrigste mit solchem Ungeziefer beschäftigen. Wie herrlich würde es daher erst sein, wenn man versteinerte Überreste von dem geistigen Leben der Vorwelt fände, krystallisirte Moralsprüche, fossile Tugenden, aus denen man ein vorsündfluthliches Moralsystem zusammensetzen könnte! Mir schwindelt bei dem Gedanken! Schafft mir ein paar fossile Tugenden! Wahrhaftig da würden pachyderme Gebilde und Ungethüme zu Tage kommen, die alle Mastodonten und Anoglotherien der Vorwelt weit überträfen. So gut ist's uns freilich nicht geworden, aber wir wollen dafür sorgen, daß in dieser Beziehung das nachsündfluthliche Geschlecht genauere Kunde von uns, die wir überhaupt solider und systematischer sind, als die Antediluvianer, erhält, wofür es speciell unser Andenken noch im Kalk- und Thonschiefersarge segnen wird; denn ein Ganzes Naturalienkabinet von fossilen Tugenden ist keine Kleinigkeit. Doch was rede ich vom Thonschiefersarge! Wir können nicht versinken, wie die alte Atlantis mit ihrer fabelhaften Herrlichkeit. Ich will's nicht verschwören, ob die Welt nicht einmal durch eine neue Wasserfluth ruinirt werden wird, trotz des, durch die Mäßigkeitsvereine erzielten, vermehrten Wasserconsumo's; aber wenn auch die ganze Welt erfäuft und versinkt, wir werden lustig uns über dem Wasser halten und nicht zu Grunde gehen, denn das Prinzip, welches uns beseelt und zusammenhält, ist ewig wie die goldenen Sterne am blauen Nachthimmel."

"Ewig!" wiederholten alle Anwesenden im Chorus.

† † †

## Die Konstitutionelle Frage.

Seit Jahren sind wir nun von den Zeitungen mit Verfassungsgerüchten unterhalten, welche besonders für die Berliner Korrespondenten der Blätter aller Farben eine wahre Fundgrube bildeten, es ist so viel über Konstitutionen für und gegen geschrieben, daß man gewöhnlich schon mit der ersten Zeilen solcher Artikel vollständig befriedigt ist und sich gratulirt, daß man nicht, wie etwa ein unglücklicher Redakteur, *ex officio* den ganzen Brei durchlesen muß. Und doch nehmen die Konstitutionen einen sehr wichtigen Platz in der ganzen Entwicklung ein. Man ist aber in ihrer Beurtheilung meistens einseitig verfahren, indem man entweder einen konstitutionellen Staat als ein wahres Eldorado oder wenigstens als den Übergang zu einem andern politischen Eldorado ansah, oder indem man von der andern Seite eine Entwicklungsstufe ganz überspringen zu können glaubte, in welcher man die Wünsche, welche man für das Wohl des Ganzen hegte, nicht erfüllt sah. In letzterem Falle befindet sich ein großer Theil unserer deutschen Sozialisten und ich selbst habe lange Zeit mit in ihr Horn gestoßen. Den Ansichten unserer konstitutionellen oder selbst republikanisch gesinnten Bourgeois hier entgegenzutreten, halte ich für überflüssig, da sie oft genug mit vollwichtigen Gründen bekämpft sind und die Beispiele aller politisch mehr entwickelten Staaten uns hinreichend zeigen, wie weit Noth und Elend durch eine größere Bethheiligung der Bourgeoisie an der Herrschaft weggeschafft wird. Ich will hier nur denjenigen entgegenreten, welche die konstitutionelle Entwicklung ganz überspringen zu können glauben, und den Standpunkt bezeichnen, welchen ich für den einzig richtigen für die Beurtheilung dieser Frage halte.

Wenn man gegen die Konstitutionen geltend gemacht hat, daß durch sie nur das Interesse einer einzelnen Klasse wahrgenommen werde, daß die Besitzlosen eine weit stärkere und rücksichtslosere Unterdrückung unter der Herrschaft der Bourgeoisie zu erfahren hätten, als da, wo sich diese Macht noch nicht so weit entwickelt hätte, so ist das allerdings zum Theil richtig, obgleich der Druck feudaler Einrichtungen auch manchen Angstschrei der Brust des Dienstbaren entpreßt hat. Es ist richtig, daß Pressfreiheit, freiere Gerichtsverfassung, Vertretung, Assoziationsrecht nur für den Bestehenden geschaffen werden, daß der Besitzlose nur geringen Theil an allen diesen Freiheiten hat, ja daß sie sich sogar oft geradezu gegen ihn kehren, daß für ihn neue Fesseln daraus geschmiedet werden. Aber ganz kann sich die Bourgeoisie hier doch nicht abschließen, ganz kann sie diese Freiheiten nicht für sich bewahren, ganz kann sie den Proletarier nicht von den Vortheilen ausschließen, die ihr selbst dadurch gewährt werden. Eine Pressfreiheit, die nur mit Geld erkaufte werden kann, ist gewiß eine traurige, aber sie ist doch besser,



als die vollständige Unfreiheit. Wozu die Mittel des Einzelnen nicht ausreichen, das können Viele zu Stande bringen und wir sehen in Frankreich und England, daß es der Bourgeoise trotz aller Geld- und Gefängnißstrafen nicht möglich war, die ihr feindlichen Journale zu unterdrücken. Muß ich auch die Freiheit, mich öffentlich auszusprechen, mit meiner persönlichen Freiheit erkaufen; gut, so bleibt es ja mir überlassen, zwischen beiden zu wählen. Mancher wird es nicht scheuen, der ersteren die letztere zu opfern. Er preißt sich glücklich, daß ihm nicht ganz und gar das Wort verboten ist, daß das Produkt seines Geistes nicht verstümmelt das Licht der Welt zu erblicken braucht, daß er schreiben kann, ohne über jedem einzelnen Schriftzuge das Damoklesschwert des Zensors zu erblicken. Auch wird ein Zensor sich mit geringerem Bedenken zur Vernichtung des Geschriebenen, als ein Richter sich zur Verurtheilung für schon Veröffentlichtes entschließen. —

Die Gerichte in den Händen der Bourgeois bieten diesen ein neues Mittel zur Unterdrückung ihrer Feinde, der Besitzlosen; es ist wahr. Mag eine Jury auch noch so unparteiisch richten wollen, sie besteht aus Besitzenden, aus Leuten mit ganz andern Lebensanschauungen, mit ganz andern Ansichten und Vorurtheilen als denen des gegenüberstehenden Verbrechers; sie wird seine That also ganz anders beurtheilen, wie dieser. Das Eigenthum ist ihr das höchste, heiligste, denn nur mit der Unverletzlichkeit des Eigenthums ist das Bestehen ihres Staates, ihrer Herrschaft möglich. Ein Angriff auf das Eigenthum ist in ihren Augen also ein Verbrechen gegen die ganze Gesellschaft, ein Verbrechen, welches vor allen die stärkste Ahndung verdient. Ihr gelten die Motive des Armen, der vielleicht nie Eigenthum besessen, bei dem vielleicht die Thränen seiner hungernden Kleinen alle Bedenklichkeiten überwunden hatten, nichts, sie bestrafen den Bettler, den Vagabunden, weil die Armuth in ihren Augen schon an sich strafbar ist. Daher sehen wir in Frankreich und England die Verbrechen gegen das Eigenthum bei weitem stärker bestraft, als in andern, weniger entwickelten Staaten. Ja, im Kampfe gegen den Proletarier, sehen wir dort die Gerichte ihre scheinbare Unparteilichkeit verlassen und vor keinem Mittel zurückschrecken, um ihren Feind zu unterwerfen. Aber um ihrer selbst willen hat die Bourgeoisie die Gerichte öffentlich machen müssen, sie will die Handlungen ihrer Vertreter kennen, und will nicht, daß diese zu einer selbstständigen Macht außer ihr heranreifen. Und diese Öffentlichkeit nützt auch wieder dem Besitzlosen. Wird er auch durch sie nicht geschützt, wo er die heiligsten Interessen seiner Herrscher antastet, so lernt er doch diese Interessen und die Waffen, mit denen gegen ihn gekämpft wird, kennen. An die Stelle des kalten, todtten Buchstabens ist die mündliche Verhandlung getreten und der Verurtheilte hat doch wenigstens die Genugthuung gehabt, seine Ver-

theidigung Angefichts des ganzen Landes führen, seine Ansichten frei und ungehindert aussprechen zu können. Seine Fehler hat endlich das Gericht der Bourgeoisie nur mit jedem Gerichtsverfahren gemein. Und ob diese noch so groß, noch so herausfordernd sind, den Schrecknissen des heimlichen Verfahrens kommen sie nicht gleich. Wir brauchen nicht auf die Geschichte eines Jordan, eines Weidig zu verweisen, wir brauchen keine Fälle hervorzufuchen, welche durch ihre Grobartigkeit den allgemeinen Unwillen und die allgemeine Theilnahme erregt haben, deren vielleicht noch sehr viele für ewig in der Nacht des Geheimnisses begraben sind. Schon das Geheimniß selbst hat etwas so ängstlich Bedrückendes, der langsame, schleppende Gang des ganzen Verfahrens unterwirft den Beschuldigten oft schon viel größeren Leiden, als die durch das Gesetz bestimmte Strafe; das lebendige Wort des Angeklagten wird in todte Buchstaben verwandelt, die der Inquirent außerdem noch oft nach seiner Auffassung zusammenstellt, und nach dieser leblosen matten Vertheidigung wird der Arme gerichtet. Die Vorzüge des Bourgeoisengerichtes sind übrigens so allgemein anerkannt, daß selbst Leute, die die abgefagtesten Feinde alles Fremden und Neuen sind, dafür auftraten, nachdem sie aber wohlweislich diesem Produkte der neueren Zeit vorher einen alten Rock übergeworfen haben. Indessen haben die Schwurgerichte der alten Deutschen eben so wenig etwas gemein mit dem Bourgeoisengericht unserer Zeit, wie die Gütergemeinschaft, welche dem Privatbesitz vorherging mit der Aufhebung des Privateigenthums, die die Kommunisten im Auge haben. Jene haben der weiteren Entwicklung weichen müssen, diese sind Erscheinungen der neuen Zeit, Resultate einer Entwicklung von Jahrhunderten und Jahrtausenden, die sie weit von einander scheiden.

Gehen wir von den Gerichten zu den Deputirtenkammern, zu der Vertretung, dem eigentlichen Kern der konstitutionellen Verfassungen über. Auch hier sehen wir nur die Interessen der Bourgeoisie vorwalten, ja hier ist der eigentliche Mittelpunkt des Kampfes gegen den Proletarier. Hier wird über sein Gut und Blut, über seine heiligsten Interessen verfügt, er hat nur Werth, in den Augen seiner Vertreter, in so weit diese die Arbeit seiner Hände verwerthen können. Wo mal das Wohl des ganzen Volkes zur Sprache gebracht wird, geschieht es nur in Phrasen, hinter denen sich die egoistischen Interessen der Bourgeoisie verschleiern wollen, oder es geschieht von einzelnen Gliedern dieser Partei, bei denen ein höheres Interesse die Überhand gewonnen hat über jene engherzigen Parteinteressen. Diese finden wohl ein Echo im Lande, doch in der Kammer verhallt ihre Stimme unbeachtet oder ihr Rufen wird übertönt von dem lauterem Schreien der hundert anderen Kehlen. Aber auch hier lernt das Volk seine eigenen Interessen wieder aus dem Gegensatz kennen und verfolgen. Und dann ist es auch hier nicht zu vermeiden, daß die Bourgeoisie sich nicht alle Augen-

blicke gezwungen sehe, ihren Feinden, den Proletariern trotz aller Unterdrückung neue Konzessionen zu machen. Die Bourgeoise steht nicht als eine geschlossene Partei da, die in geschlossenen Reihen, in enger Verbrüderung, auf dasselbe Ziel los stürmt. Dasselbe Ziel verfolgen die Einzelnen wohl, stete Vergrößerung ihrer Macht und ihres Reichthums; aber die Wege, auf denen sie dahin eilen, sind verschiedene, die sich häufig kreuzen und auf denen sie feindlich zusammenstoßen. Ein gemeinsamer Druck kann die Bourgeoise zusammenhalten; ist der aber überwunden, ist sie selbst allein als Unterdrückerin übrig geblieben, dann zerreißt sie wieder in verschiedene Fraktionen, welche sich gegenseitig die Macht aus den Händen zu winden suchen. So treten sich schon von vornherein die Interessen des Ackerbaus, des Handels und der Industrie feindlich gegenüber. Jede der Fraktionen steht sich nach Hilfe und Bundesgenossen um, um zu siegen, und es ist immer wieder das Volk, an das sie sich wenden muß. Aber das Volk leiht seine Macht nicht mehr ohne Entgelt der befreiten Bourgeoise, wie einst der Unterdrückten; es fordert Konzessionen, Rechte für sich, so daß jeder Sieg einer Partei zugleich eine Niederlage für die ganze Bourgeoise ist und den Fall ihrer Macht immer näher herbeiführt.

Unter den Rechten, die für das Volk und die Bourgeoise gleich wichtig und die diese für sich allein nicht in Anspruch nehmen kann, steht das Recht der freien Assoziation obenan. Es lassen sich hier keine Scheidungen nach dem Vermögen treffen, wie bei der Vertretung. In England und Belgien ist dieses Recht bereits in seiner vollsten Ausdehnung anerkannt. In Frankreich hat es die Bourgeoise zwar faktisch usurpirt trotz aller Gesetze gegen Koalitionen. Sie hat die Zimmergesellen bestraft, aber die Meister verschont; sie hat die Grubenarbeiter im Loirethal mit der Strenge der Gesetze verfolgt, aber gegen die gewaltigen Eisenbahnkoalitionen keinen Schritt gethan. Ein solcher Zustand kann aber nicht lange bestehen, eine solche Verletzung des selbst geschaffenen Rechtszustandes reißt zu gewaltsam den Heiligenschein herunter von allen politischen Institutionen. Die Bourgeoise wird auch hier bald die Assoziation allgemein freigeben müssen, da sie selbst dieses Recht nicht entbehren kann.

Ließen sich einer Konstitution auch nicht so viele Lichtseiten abgewinnen, wie es in Obigem geschehen, wir würden ihr darum doch nicht ausweichen können in einem Lande, welches eine industrielle Entwicklung hat. Es ist leichter, über eine ganze Entwicklung den Stab zu brechen, alle früheren und gegenwärtigen Existenzweisen als unmenschliche zusammenzufassen, als die Entwicklung der einzelnen Völker in ihren verschiedenen Phasen zu verfolgen. Es ist damit aber auch wenig geschehen und wer sich dabei beruhigt, wird sich schwerer in seiner eigenen Zeit zurechtzufinden wissen, als der kurzsichtige Bourgeois, der über die engen Schranken seiner

nächsten Interessen nicht hinaussetzt. Die Industrie ist die revolutionaire Macht unseres Jahrhunderts; wo sie sich frei entwickelt hat, hat sie die feudalen Fesseln des Mittelalters zerbrochen, an die Stelle der feudalen Gewalt die Gewalt des Bourgeois gesetzt. Nur da, wo ihren Interessen, wie in England, alle anderen geopfert wurden, konnte sie sich bis zur höchsten Blüthe entfalten. Jetzt ist die letzte Barriere der Aristokratie, die Korngesetze, gefallen, die Preise der Lebensmittel werden sich auf eine gleiche Höhe setzen mit denen anderer Länder, die Produktionskosten der Industrie werden mit jedem Sinken des Tarifs um ein bedeutendes abnehmen. War es einer weniger ausgebildeten Industrie schon früher schwer, der Übermacht Englands zu widerstehen, so wird das jetzt ganz unmöglich, wenn nicht neue Barrieren aufgeworfen werden. Die Industrie Deutschlands hat kaum angefangen, einen etwas größeren Aufschwung zu nehmen, und schon wird sie von einem nahen Untergange bedroht, wenn nicht außerordentliche Maaßregeln zu ihrem Schutze ergriffen werden. Was der Bourgeois schon lange unter schönrednerischen Phrasen für das Volk gefordert hat, die Schutzzölle, das wird für ihn selbst jetzt das dringendste Bedürfnis. So sehr aber hier auch schon das Interesse der Fabrikherrn vor dem aller Anderen berücksichtigt wird, so ist das doch noch nicht ausreichend. Die immer gefährlichere Konkurrenz Englands drängt den deutschen Bourgeois in die verzweifelte Lage, daß er entweder seinen Interessen vor allen anderen Geltung verschaffen, oder ganz vom Kampfplatze zurücktreten muß. Er muß mit einem Worte einen größeren Theil der politischen Macht an sich reißen. Von diesem Gesichtspunkte aus darf unserer Ansicht nach allein die konstitutionelle Entwicklung beurtheilt werden, welche Preußen jetzt bevorzuzustehen scheint. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Lage der Industrie in Preußen und die bereits erlangte Macht der Bourgeois hier einer näheren Untersuchung unterwerfen. Wir hoffen, daß aus dem Aufgestellten der Leser mit uns die Ansicht gewonnen hat, daß die größte Wichtigkeit nicht der Größe des ersten Schrittes, den wir dieser Entwicklung entgegen thun, sondern dem ersten Schritte an sich beizulegen ist. Mögen wir mit Reichsständen oder mit einer konstitutionellen Kammer beginnen: — ist die innere Nothwendigkeit der Entwicklung einmal da, so wird dieselbe auch vom kleinsten Anfangspunkte aus vor sich gehen. —

J. Weydemeyer.

---

### **Neuer Rheinischer Merkur, redigirt von Friedrich Steinmann.**

Bei den großen Schwierigkeiten, welche sich gegenwärtig der Erlangung einer Konzession für Tagesblätter entgegenstellen, wenn der Redakteur nur

halbwegs im Verdachte entfernter Hinneigung zur „schlechten“ Presse steht, ist es nicht zu verwundern, daß die Zahl der Monatschriften sich mehrt, die bekanntlich keiner Konzession bedürfen. Freilich dringen Monatschriften bei weitem nicht so leicht und tief in das Volk, als kleinere ein- oder zweimal wöchentlich erscheinende Blätter. Vielleicht wünscht man das auch gar nicht und hat sie gerade, weil das nicht so leicht zu befürchten war, von der Einholung einer Konzession befreit; wenigstens scheint dieser Schluß gerechtfertigt, wenn man sieht, wie enge der Kreis des Erlaubten für die Kreisblätter gezogen wird, welche schon ihrer amtlichen Anzeigen und ihres geringen Preises wegen eher in die Hände des Handwerkers und Bauern kommen. Ist es uns doch sogar passiert, daß der Censor eines Kreisblattes Auffäge über Kommunal-Angelegenheiten zurückwies, weil die Konzession des Blattes nur auf amtliche Anzeigen, Ackerbau und gefellige Unterhaltung lautete! In Wahrheit lag dieser Weigerung wohl die Weisung zum Grunde, ein Individuum vor der wohlverdienten Beleuchtung einer Handlung zu schützen, die es als Stadtverordneter begangen hatte; das nennt man dann in der offiziellen Sprache Unterdrückung persönlicher Sankereien oder gehässiger Persönlichkeiten, als ob die Handlung einer Person getadelt werden könnte, ohne daß die Person selbst von dem Tadel mit betroffen würde! Wie dem nun auch sei, wenn man nicht schlafen will, wenn man auch vom nicht offiziellen Standpunkte aus mitreden will in den Fragen der Zeit, des Staates, der Gemeinde, so bleibt Nichts übrig, als sich eine Monatschrift zum Organ zu wählen. Mag das immer eine harte Nothwendigkeit sein, genug es ist eine Nothwendigkeit und eine solche ist durch sich selbst gerechtfertigt. So wurde in unserer nächsten Nähe in Hamm „die Zeitwarte“ projektirt, die schon vor der Geburt an der Censur starb; so erschien in Versmold „die Gegenwart“, die nach 3 Hefen wieder aufhörte, weil der Redakteur, Kaufmann Riesberg, nach Amerika ging. So liegt uns jetzt wieder von dem immer schreibfertigen Friedrich Steinmann der „Neue Rheinische Merkur“ vor, von dem alle 2 Monaten ein Heft erscheinen soll.

Die „Elberf. Zig.“ bezeichnete schon vor einiger Zeit mit der ihr eigenen Divinationsgabe in einer Korrespondenz aus Münster neben dem „Westphäl. Dampfboot“ den „Neuen Rheinischen Merkur“ als ein Organ des Kommunismus. Wir wollen zwar nach dem ersten und vorliegenden Hefte nicht das ganze Unternehmen aburtheilen, obgleich es gut gewesen wäre, wenn grade das erste Heft die Richtung des Journals und seines Redakteurs in scharfen, prägnanten Zügen vorgezeichnet hätte. Hat doch Steinmann kürzlich in einer zwar ziemlich mangelhaften und oberflächlichen Brochüre über „Pauperismus und Kommunismus“ sein Streben bekundet, auf die soziale Frage einzugehen, wenn er gleich keineswegs tief eingedrungen,

sondern ganz auf dem Standpunkte der Philantropie stehen geblieben ist. Aller Anfang ist schwer und wir können deshalb noch immer auf die Zukunft rechnen. Das erste Heft des „Neuen Rheinischen Merkurs“ müssen wir aber gegen die „Elberf. Btg.“ vor dem Vorwurfe des Kommunismus durchaus in Schutz nehmen, mag Herr Steinmann diesen Schutz als ein Lob oder einen Tadel ansehen. Die soziale Frage ist in demselben gar nicht berührt, von den sozialen Zuständen der Gegenwart ist gar nicht die Rede, wenn wir etwa eine gegen den „Dsnabrücker Hausfreund“ polemisirende Korrespondenz und eine Besprechung der irischen Bewegung nach dem „Westph. Dampf.“ ausnehmen. Die Tendenz dieses ersten Heftes kann man höchstens mit dem vagen Ausdruck „freisinnig“ bezeichnen, welcher bekanntlich vieldeutiger ist, als das Hört! Hört! der sehr ehrenwerthen, tapferen und gelehrten Herren des englischen Parlaments, oder als das deutsche Wort „Vortrittsmann“, mit welchem heuer selbst der eifrigste Krebs sich brüstet, der je auf seinem retrograden Wege zornig die Scheeren gegen die neue Zeit aufsperrte. Der Inhalt ist bunt zusammengewürfelt, wie eine Musterkarte. Daraus scheint auch die seltsame Idee entsprungen zu sein, das Heft dem seltsamen Eremiten von Gauting zu widmen und bei dieser Widmung an dessen „Deutschem Kochbuch für Leckermäuler und Quippees“ anzuknüpfen. Deshalb nennt auch Steinmann sein Journal ein „Kochbuch für Jedermann, in dem kein Stand vergessen, vielmehr auf das Bedürfnis und den Geschmack Aller Rücksicht genommen ist“, „einen Häringssalat, der trotz seines Alters immer pikant und bei Magenjammer und Magenüberladung unentbehrlich bleibt.“ Man sollte aber nicht für Stände, sondern für Menschen, nicht für den Geschmack und das Bedürfnis Aller, sondern für das, was man für wahr und recht erkannt hat, schreiben, gleichviel ob es Allen paßt, oder nicht, nicht für kagenjämmerliche, sondern für gesunde, thatkräftige Menschen. Wie die Besprechung der alten Journale von anno 15, des „Wächters“ von Arndt und des „Rheinischen Merkurs“ von Görres Herr Steinmann „statt einer Vorrede und eines Prospektus“ dienen konnten, ist uns ganz unverständlich; was haben wir noch mit den Kategorien jener alten Weltanschauung zu thun? Uns wehen andere Fahnen, uns leuchten andere Sterne. Wir schreiben nur den Schluß dieser Besprechung, welcher Steinmanns Liebhaberei für die Vielseitigkeit darzuthun scheint, hier ab: „Der Zeitschriftsteller genüge der Zeit und ihren Anforderungen. Er greife in die Lebensurne der Gegenwart, in das kreisende Schicksalsrad der Zeit und zeige Gewinn und Nieten. Er geißle den Kastengeist und Ständegroll, den Abelsstolz und den Zuhenhaß, die Gewissenlosigkeit und Verdanterie, wo sie sich zeigen, die Mängel und Gebrechen der Gesellschaft, die literarische Niederträchtigkeit und wuchernde Geisteskäuflichkeit. Er züchtige die Schwabenstreiche der Kritik und Windmühlensflügelfampf des Jour-

„nalistenthums, die Philisterei und Scheinheiligkeit, das Zelotenthum und die Pietisterei; er zerzaue die welken Voetenlorbeeren und die asterkritischen Perücken, zeige den Wirrwarr der Censur und die Mängel der Polizei, ebenso Gelehrtenwahn und Künstlerhoffahrt, Bibliopolenarroganz und literarischen Unfug, den Skandal der Bühnen und die Lappalien der Kunstwelt.“ Das sind Alles recht schöne Worte, das Alles kann man, muß man sogar bei gelegentlicher Polemik thun; aber das Alles sind auch nur untergeordnete Momente. Von einem ganzen Journalisten, wie von jedem ganzen Menschen verlangen wir aber mehr, als ein solches mehr oder weniger gewürztes und schwachhaftes oppositionelles Ragout. Wir verlangen vor Allem von ihm ein festes durchgreifendes Prinzip, welches sich wie ein rother Faden durch alle seine Handlungen und Bestrebungen hindurchzieht. Wir hoffen, aus den späteren Festen ersehen zu können, wofür sich Herr Steinmann und der „Neue Rheinische Merkur“ entschieden hat. —

Der Inhalt ist wie gesagt sehr bunt. Außer dem schon genannten „Offenen Sendschreiben an den Eremiten von Gauting“ und der Besprechung des „Wächters“ von Arndt und des „Rheinischen Merkur“ von Görres, finden wir eine Charakteristik Arndt's, den wir ja doch gekügend kennen; ferner (nochmals!) „der Rock zu Trier und Görres“ nach Taillandier. Dieser Franzose beschäftigt sich viel mit deutschen Zuständen, hat aber hier, wie schon öfter, einmal wieder gewaltig fehlgeschossen. Herr Taillandier stellt Ronge als einen durchaus leeren Menschen dar, der nur durch getränkte Eitelkeit zu seinem Auftreten gebracht und wahrscheinlich nur ein Werkzeug seines Freundes, des „kühnen und unternehmungslustigen“ Grafen Reichenbach gewesen sei. Das ist durchaus falsch. Graf Reichenbach ist ein sehr ehrenwerther, braver und entschlossener Mann, aber zugleich eine sehr ruhige, verschlossene Natur, mehr passiv als aktiv, mehr reproduktiv als produktiv, also wenig geeignet und geneigt, die Initiative zu ergreifen. Ronge dagegen ist ein sehr lebhafter, vielleicht etwas schwärmerischer, gewiß aber ehrenhafter und energischer Mensch: — Gründe genug, um sein Auftreten aus ihm selber herzuleiten. An Eifer und Energie fehlt es ihm nicht; ob seine Fähigkeiten ausreichen, um das begonnene Werk bis in seine Konsequenzen fortzuführen und die Bewegung zu beherrschen, wird die Zukunft entscheiden. Bis jetzt war der Zweck der deutsch-katholischen Bewegung, einige Dogmata zu beseitigen und auf den übriggebliebenen eine neue Kirche zu gründen. Dazu war Ronge's Fähigkeiten bis jetzt völlig ausreichend; freilich gehörte dazu auch weniger Fähigkeit, als muthiges, entschlossenes Auftreten. Ferner finden wir „Resultate der bisherigen Prozeßprozeße in Preußen“, wo wir mehrere Namen vermiffen (augenblicklich fallen uns Duhl, Pelz, Gayn ein); sodann eine Polemik gegen den „Rheinischen Beobachter“, den vielgeprüften; „Blämishes Leben und Streben in Belgien“; „ein

Opfer der Bürokratie“ (Lecomte, der zuletzt auf Louis Philipp schoß, wäre demnach durch Ungerechtigkeiten seiner Vorgesetzten zu seinem blutigen Entschluß getrieben), und endlich einige Korrespondenzen, eine sehr unbedeutende aus Berlin über die Theater, die schon erwähnte aus Osnabrück, eine über die Universität Bonn, eine über den Leue'schen Prozeß und Florencourt's Freisprechung.

Wir hoffen, daß uns das nächste Heft, in welchem der Inhaltsanzeige nach die sozialistische Tendenz klarer hervortreten soll, mehr befriedigen wird. Neugierig sind wir nur, wie sich die verheißene „Weltgeschichte des Proletariats“ auf den Raum eines Journalartikels wird zusammen drängen lassen. —

R.

### \* \* \* Aus dem Münsterlande. .

Die Zeit der provinziellen Eigenthümlichkeiten ist bald dahin; in naher Zukunft wird man nur noch durch die Schrift Kunde von ihrer einstigen Existenz haben. Wir wollen hiermit unser Scherflein dazu beitragen, das Andenken an die provinziellen Eigenthümlichkeiten des Münsterlandes zu erhalten, ehe die Alles nivellirende Schiene gelegt ist, welche die Besonderheiten der einzelnen Volksstämme schnell verwischt, welche die wohlhergebrachten Sitten des Landes und die äußere Haltung, das gesellschaftliche Verhalten seiner Bewohner mehr unwühlt, als das Erdreich, welches die Bahn durchschneidet. Die Eisenbahnen sind für die Provinzen, für Volksstämme dasselbe, was die Philosophie für das Individuum ist, — ein Alles durchbringendes Verallgemeinerungsmittel, welches das besondere, durch Anlagen, Temperament und Erziehung bedingte Wollen aufhebt und an die Stelle desselben das allgemeine philosophische Denken setzt. Besonders ist für manche Gegenden unseres Westphalens eine Erweiterung des Gesichtskreises, ein Interesse für großartigere, wenn auch ferner liegende Verhältnisse zu erwarten, wenn erst durch ihre weiten Ebenen die Lokomotive einherbraust und unsere Bauern und Spießbürger von ihrem Heerde und ihrer Schenke weg in die weite Welt entführt. Jene heimischen Sitten, welche unsere Provinz so lange, seit dem Anfange deutscher Geschichte in treuem Herzen bewahrt hat, jener patriarchalische Schlenkrian wird bald mit so viel fremder Kultur versetzt werden, daß nur noch Historiker und Alterthumsforscher den alten Kern herausfinden können. Immermann würde über 10—20 Jahre keinen so prächtigen Hoffschulzen mehr gefunden haben, der fest verwachsen wäre mit dem von ihm durchpflügten Boden, wie eine Eiche, der uns noch im 19. Jahrhundert ein Antlitz zeigte, wie es die von Tacitus geschilderten Germanen zeigten.



Die Eisenbahnen werden vorläufig nur den nördlichen Theil von Westphalen durchkreuzen. Die Köln-Mindener Bahn ist schon stark in Angriff genommen, ebenso die Zweigbahn von Dortmund nach Elberfeld. Wie sich die Zeiten ändern! In Dortmund hat die altehrwürdige, von Freiligrath besungene Linde, in deren Schatten vor 500 die Fehme, des „Kaisers Kammer“ auf der rothen Erde, ihr unerbittliches Gericht hielt, nur mit Mühe von der Eisenbahn-Direktion ein ungittertes Plätzchen auf dem Bahnhofe erhalten, wo sie zwar vor der brausenden Lokomotive, aber nicht vor raubfüchtigen reisenden Engländern gesichert ist. Ein Fehmgericht und ein Bahnhof! Welch' wechselvolle Carrière! Von Dortmund nach Münster wird die projektive Bahn allem Anschein nach vorläufig nicht gebaut werden, weil die Zweigbahn von Hamm nach Münster konzessionsirt ist; diese soll nach Holland und Emden verlängert werden. Außer diesen Bahnen ist noch die von Kassel über Paderborn nach Münster angegriffen, welche sich in Hamm an die Rhein-Weserbahn anschließen wird. Dieser Anschlußpunkt in Hamm scheint uns sehr unpassend zu sein; man hätte viel besser den viel kürzeren graden Weg von Paderborn nach Münster gewählt. So wird es indessen in 3—4 Jahren unserer Provinz keineswegs an großen Kommunikationsmitteln fehlen: nach Kassel und Frankfurt und damit nach Basel, nach Köln, Brüssel, Ostende, Paris und Marseille, nach Berlin und Stettin, nach Wien und Triest, nach Holland und bis an die Nordsee reichen die Schienen oder werden bald dahin reichen. Man kann es sich nicht verhehlen, mag man Schmerz oder Freude bei dem Geständniß empfinden: die Zustände unserer Provinz, die jetzt mit in den Weltverkehr gezogen ist, werden sich bald ändern; Bürger und Bauern werden nicht lange mehr in thatloser, behaglicher Gemüthlichkeit vegetiren, und unsere Landjunker bald aus ihren Träumen von Wiederherstellung ihrer patriarchalischen Würde und ihrer mittelalterlichen Herrschaft aufgeschreckt werden. Denn durch die Schienen zieht die Industrie, die moderne Welt herrscherin, die patriarchalischen münsterländischen Zustände in ihre eiserne Umarmung und erdrückt sie. —

Der münsterländische Adel hat sich deshalb von vornherein gegen die projektirten Eisenbahnen, diese Höllewege, auf denen der Antichrist mit seinem ganzen Gefolge subversiver und destruktiver Tendenzen in das Land kommt, mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie ausgesprochen. Er fürchtet das Brausen der Lokomotive mehr, als den Atheismus und Kommunismus; er ärgert sich mehr darüber, als über die Jagdablösung und die Lobgesänge der „Elberfelder Stg.“ auf den Deutsch-Katholicismus. Er hat Recht mit seiner Furcht und seinem Ärger; ein Adelliger kann ja ohnehin, besonders im Münsterlande, niemals Unrecht haben. Zwar hat man, um ihn willfährig zu machen, ihm einzureden versucht, daß seine Güter und

ihre Produkte durch den vermehrten Verkehr im Preise steigen würden; aber er glaubt das nicht und mag auch darin wohl nicht unrecht haben. Es ist wirklich viel wahrscheinlicher, daß der Preis des Grund und Bodens, der in Westphalen so sehr hoch ist, heruntergehen wird, wenn durch die Eisenbahnen, welche die Entfernungen vernichten, ein leichter und rascher Verkehr mit den östlichen Provinzen hergestellt wird. Dadurch werden die Differenzen in den Preisen des Bodens in den östlichen und westlichen Provinzen mehr ausgeglichen; dort steigt der Werth, hier sinkt er. Aber stiege er auch, der münsterländische Adel ist aufopferungsfähig, er ist ein ächter Vorkämpfer des Volks, er ist, wie der Landrath v. Wincke sagte, eine Mauer zwischen dem Throne und dem Volke, beide vor gegenseitigen Übergriffen schützend, er ist im Staate gleichsam das Sicherheitsventil einer Dampfmaschine, und das Wohl des Volkes steht ihm höher, als seine eigenen materiellen Vortheile, — vorausgesetzt daß er durch solche Aufopferung wenigstens ideelle Vortheile erringt; denn der münsterländische Adel ist trotz seiner scheinbar sehr prosaischen Natur äußerst ideologisch. Was sollte aber aus dem Wohle des Volkes werden, wenn das Ansehen des Adels, der Untertanen-Respekt, der fromme Glaube an den Bischof und an den Freiherrn in Münster erschüttert würde? Und solche schreckliche Erschütterungen des Staats und der Gesellschaft sind allerdings durch die verwünschten Eisenbahnen zu befürchten. Der Adel stemmt sich daher mit seinen Burgen und Stammbäumen, der Priester mit seinen Bullen und Hostien dem feuersprühenden Ungeheuer entgegen. Aber ach! in der Lokomotive braust ein demokratisches Element! Sie kehrt sich weder an die Zinnen der Burgen, noch an die Schnörkel der Stammbäume, noch an den Angststruf frommer Priester. Sie fährt daher!

Dieselbe Besorgniß vor allen Neuerungen diktiert auch der westphälischen Mitterschaft ihre Opposition gegen die Einführung einer allgemeinen reichsständischen Verfassung. Die Petitionen um eine solche wurden bekanntlich auf dem letzten westphäl. Landtage reponirt, weil sie nicht die erforderliche Majorität von  $\frac{2}{3}$  Stimmen erlangten; sie hatten nur 34 Stimmen für und 33 gegen sich. Die Standesherrn und mehrere Barone sprachen mit sichtlich Vorliebe von den „Eigenthümlichkeiten der rothen Erde“, von den „Stammeigenschaften der alten Sachsen“, welche durch die Einführung von Reichsständen schwinden oder wenigstens mit fremden Elementen versetzt werden würden. Allerdings! Eine allgemeine Verfassung nivellirt, sie bringt die Geldaristokratie, die Bourgeoise, die sich aller Orten gleich sieht, an's Ruder, wenn nicht sogleich, doch später. Man weiß, was wir davon halten. Und doch ist diese Entwicklung bei den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen unumgänglich nothwendig; wir werden aller Einreden ungeachtet zu ihr hingetrieben, wie das Jeder, der die Geschichte der Ver-

gangenheit und Gegenwart kennt, einsteht; wir müssen hindurch. Und dann, was sind denn das für Eigenthümlichkeiten, von denen man so begeistert sprach? Die unumschränkte Herrschaft des Adels und des Klerus, die Unterwürfigkeit des Bauern und des Bürgers sind wohl die am meisten hervortretenden Eigenthümlichkeiten der rothen Erde. Diese würden allerdings mit der Einführung einer Verfassung schwinden. Und waren es vielleicht auch die »Stammesigenschaften der alten Sachsen«, welche auf dem letzten Landtage die Petitionen um ein Jagdablöse- und Wildhege-Gesetz, um bessere Vertretung des Handels, der Industrie und der Intelligenz, um Emanzipation der Juden, um Besserstellung der Elementar-Lehrer, um Aufhebung des erimirten Gerichtsstandes, um Schwurgerichte und Pressfreiheit, um Reichsstände nicht die erforderliche Majorität erlangen ließen? Diese Eigenthümlichkeiten der Provinz rühren aber nicht aus den Zeiten der alten Sachsen her, sondern aus den Tagen des rohesten Feudalismus und des krassesten Priesterregimentes. Sie sind ein Erbtheil des hochseligen Bisthums Münster. —

Zur Charakteristik des westphälischen Adels theilen wir hier einige Stellen aus der Rede mit, welche ein Abgeordneter der Ritterschaft, Herr von Winke, Landrath zu Hagen, zur Unterstützung des Antrages auf Einführung von Reichsständen hielt. In derselben gibt sich die ganze Anmaßung eines in einem Patriarchalstaate lebenden Grundherren kund, der die Welt nur für sich geschaffen sieht, der jeden Berg nur deshalb malerisch findet, weil er Platz zu einer Burg bietet, der glaubt, daß die Wälder nur deshalb rauhen und grünen, damit er Hasen darin jagen könne, der den Staat nur als eine Bühne betrachtet, auf der der Adel mit hohen Kothurn einherzschreiten müsse, als der Held des Tages von allen Zuschauern ehrerbietigt angestaunt. »Er sei stolz darauf, sagt der Redner, dem Adel anzugehören, denn er wisse, daß seit 6—700 Jahren, so weit überhaupt Urkunden und Geschlechtsregister reichen, seine Vorfahren stets Recht und Ehre als die Richtschnur ihres Handelns erkannt, ja daß sie sich nicht gescheut hätten, wenn sie diese höchsten Güter des Lebens gefährdet glaubten, selbst ihren Fürsten entgegenzutreten.« Nun, es ist bekannt, daß der Adel stets eifrig für den Feudalismus, für die Aufrechthaltung seiner Privilegien, für Truhndienste und Hörigkeit gestritten hat, wenn die Fürsten zur Herstellung der Einheit im Staate die Macht des Feudaladels zu brechen suchten, wie das die preussischen Herrscher seit dem großen Kurfürsten thaten. Damals nannte man das »Recht und Ehre« des Adels; heut zu Tage nennt man es anders. Daß der Adel aber je ernstlich für das Wohl des Volkes gekämpft habe, davon weiß die Geschichte wenig. Übrigens klingt diese pathetische Berufung auf den Muth seiner Ahnen in Fällen, wo »diese höchsten Güter des Lebens gefährdet waren«, etwas komisch; denn im vorliegenden Falle, wo der König um Erfüllung eines schon alten Versprechens

gebeten werden sollte, wird auch der ängstlichste Spießbürger, der niemals turnierfähig war, keine Gefahr zu entdecken vermögen. Außerdem haben wahrscheinlich auch sehr viele schlichte Bürger und Bauern sehr viele ehrliche, brave Männer unter ihren „Ahnen“ gehabt, wenn auch keine vergilbte Pergamente Urkunde davon geben; es ist auch nicht abzusehen, warum die Söhne und Enkel darauf stolz sein sollten, da sie gar kein Verdienst dabei haben. Ebenso wenig kann es ihnen zur Unehre gereichen, wenn ihre Vorfahren Hallunken waren, da sie keine Schuld daran haben. Sollte dieser Satz nicht von manchem edlen Geschlechte mit Freuden adoptirt werden? Die Geschichte hat uns viele Thaten hochadeliger Feudalherren aufbewahrt, die keineswegs „Recht und Ehre“ verrathen; die „Memoiren des Ritters von Lang“ bringen darüber noch aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch aus den Kreisen der westphälischen Ritterschaft manches staunenswerthe Exempel. Der Redner fährt fort: „Er versetze sich im Geiste zurück in die Zeiten des Mittelalters und der Fehme, wo Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden gewesen im heiligen römischen Reiche, es sei denn bei der westphälischen Ritterschaft und dem Kurfürsten von Köln. Er finde da eine Urkunde, worin der Adel eine Mauer um den Thron genannt werde. Allerdings müsse der Adel eine solche Mauer bilden, aber eine Mauer sowohl nach rechts, wie nach links, eine Mauer nicht nur gegen revolutionäre Angriffe auf den Thron, sondern auch eine Mauer, um alle Klassen des Volkes zu schirmen gegen Eingriffe, sie möchten auch kommen, wpher sie wollten.“ Ein seltsamer Bundesgenosse des konstitutionellen Liberalismus, dieser protektionsfüchtige Freiherr! Die Zeiten, wo die Ritter allein Rechte und Kräfte hatten, weil sie in Eisen einherklickten, sind vorüber und die gelbstolze Bourgeoisie selbst wird einen solchen gefährlichen Protektor von sich weisen, sei es zürnend, sei es mit mitleidigem Achselzucken. Was uns Andere betrifft, wir können uns schon selbst schirmen, wie dem edlen Freiherrn schon ein Abgeordneter der Landgemeinde erwiderte. Wer Teufel hat seinen Schutz angerufen? Er hätte das doch erst abwarten sollen, ehe er ihn so hochtrabend verhieß. Wir können des Schutzes des Herrn Abgeordneten der Ritterschaft sammt seiner Vettern und Onkels füglich entrathen, abgesehen davon, daß sie zum Glück gar keine Macht zu solchem Schutze haben. Wir wollen uns lieber vor ihnen schützen, als uns durch sie schützen lassen. „Wenn er nun seine Blicke, schließt der Redner pathetisch, auf die Zukunft richte, dann denke er sich den Fall, der gegründet sei in der Erfahrung der Geschichte, daß ein minder gutgearteter Sproß des Hauses Hohenzollern auf dem preussischen Throne sitze, daß eine Willkürherrschaft dort Platz gegriffen habe und daß dann der Unwille darüber laut werde auf der rothen Erde. Nach der Krönung eines deutschen Kaisers habe der Kaiser sich zuerst an die Rit-

tertschaft des Reiches gewendet und gefragt: Ist kein Dalberg da? Es möge in jenen Tagen der Zukunft auch vielleicht ein Bürger, oder ein Bauer oder ein anderer Genosse der Provinz fragen, wo waren damals die Vertreter der alten Geschlechter? Möchten dann die Nachkommen sagen können, sie haben allesammt sich eingefunden und zusammengescharrt und beschlossen, den König an sein Wort zu mahnen.“ Der edle Freiherr mag sich beruhigen; man wird seine Nachkommen nicht mit so verhänglichen Fragen behelligen. Heute kann allenfalls noch ein Abgeordneter des Bauernstandes — Brüning ist sein Name — dem Freiherrn erwidern: „Den Erfahrungen zufolge, die er von seinem Standpunkte aus mache, sei die Provinz schon mit den bisherigen Provinzialständen nicht zufrieden; er selbst könne sich als Mitglied derselben nur mühsam orientiren. Würden aber Reichsstände eingeführt, so würde er und vielleicht mancher Mann seines Standes mit ihm vollends nicht zur Übersticht gelangen können, weshalb er die Einführung von Reichsständen für zu früh halte.“ Man sieht, dieser bäuerliche Abgeordnete huldigt noch dem Grundsatz, nicht eher in's Wasser zu gehen, bis man schwimmen kann. Sicher ist das wohl; man ersäuft wenigstens nicht, wenn man auch nicht schwimmen lernt. In jenen fernen Tagen der Zukunft wird sich aber schwerlich eine solche bäurische Bescheidenheit dem aristokratischen Hochmuth, der den Adel für das alleinige bewegende und leitende Element des Staates hält, gegenüber finden. Wir wissen, daß unsere sozialen Zustände unaufhaltsam zu einer konstitutionellen (nicht reichsständischen, wie der Freiherr will) Verfassung, zur Herrschaft der Bourgeoisie hindrängen. Wir können den Gang der Geschichte nicht ändern; wohl aber können wir denselben durch die freiere Bewegung unter einem konstitutionellen Bourgeoisie-Regimente beschleunigen und dadurch eher zu unserem Ziele gelangen. So weit sind wir Bundesgenossen der Bourgeoisie. Diese aber ist jünger und kräftiger, als der abgelebte Adel, und wird ihren Wunsch auch ohne diesen und trotz ihm erreichen, wie das die Geschichte von Frankreich und England zeigt. Dort hat man gesehen, ein wie gewaltig revolutionäres Element in der Bourgeoisie gährt; ihre Macht ist groß und die Stabilität des Adels, der Widerstand der trägen Masse, wird sie in ihrem Gange nicht aufhalten. Mit ihrem Siege schreitet aber die soziale Entwicklung rascher voran. —

Der westphälische Adel lebt heute noch grade so, wie unter seinen Vorfahren vor 200 Jahren; er theilt seinen Aufenthalt zwischen seinem Dorfe und der Hauptstadt Münster; das ist seine Welt, um Anderes mag er sich nicht kümmern. Er geht oft zur Messe und noch öfter zur Jagd; übrigens hütet er sich vor Mesallianzen und schont daher auch sein Vermögen, damit er nicht, wie der schlesische Adelsverein, das Geld reicher bürgerlicher Mädchen nöthig habe. Je 4 oder 5 Familien halten sich zusammen eine fran-

zöfische Gouvernante, die bald auf diesem, bald auf jenem Schlosse den jungen Freifräulein französisch vorträgt, damit diese in Münster dadurch brilliren können. Auf dem Lande wird nur westphälisches Plattdeutsch gesprochen. Außer diesem Patois und den französischen Phrasen der Bonne kommt kein Wort aus dem schönen Munde der Damen. Hochdeutsch zu sprechen, selbst wenn sie es verständen, wäre unschicklich, — denn es ist die Sprache der Bürgerlichen. Die jungen Herren, die angehenden Barone schickt man in die Rheinprovinz auf die Ritterakademie Bedburg oder nach Freiburg in der Schweiz, welcher Kanton bekanntlich ganz unter der Herrschaft der Jesuiten steht. In diesen schönen Gegenden bereiten sich die jungen Herren zu ihrem Eintritt als Offiziere in's 11. Husarenregiment oder zu einem Landraths-Posten vor. Zuweilen gehen sie auch vom Husarenlieutenant zum Landrath über, wie der Herr v. Vinke zu Hamm, welcher das bekannte famöse Dekret über die „Raisonneurs gegen Staat und Kirche“ erließ.

Der münster'sche Adel treibt sein erclusives aristokratisches Wesen nicht nur den Beamten, Bürgern und Bauern gegenüber, sondern bildet auch unter sich wieder verschiedene Abstufungen und Klassen, die sich fast ebenso abstoßend und schroff gegen einander verhalten, wie die ganze Adelskaste zu den bürgerlichen Ständen. Acht bis neun meist gräfliche Familien bilden einen engeren Adelsausschuß. Wer dieser höchsten Stufe der westphälischen Societé angehört, hält es für seiner Würde nicht angemessen, mit einem Freiherrn oder einem Freifräulein zweiten Ranges auf die Jagd oder zum Altare zu gehen. Die Glieder der ersten Stufe bilden unter sich eine Clique, welche ebenso ehrerbietig zu den mediatisirten Fürsten und Herzogen hinaussieht, als sie wieder von dem Adel zweiten Ranges angestaunt wird. Dieser aber betrügt sich gegen den neuen Briefadel, der früher gegen eine mäßige Geldsumme erstanden wurde und der sich besonders in Beamtenfamilien findet, mit derselben Geringschätzung, welche der neugebackene Adelige dem Bürgerlichen zeigt. So hat also die westphälische Himmelsleiter viele Stufen und dem Geschichtsforscher, der die Rang- und Standesverhältnisse des Mittelalters genau kennen lernen will, oder dem Neugierigen, der die Eitelkeit der Chinesen gern einmal in der Nähe bewunderte, ist die Bekanntschaft des münster'schen Adels sehr zu empfehlen.

Der solide Reichthum, welcher dem aristokratischen Hochmuth der münster'schen Ritterschaft eine so lange Dauer gesichert hat, rührt von den ehemaligen Bischöfen von Münster her. Sah eine Familie nur einmal in jedem Jahrhundert eines ihrer Glieder auf dem bischöflichen Throne, so flossen ihr unermessliche Reichthümer, die sogleich in Fideikommissen angelegt wurden, zu. Man sieht oft mitten in sumpfigen Wäldern oder auf eben Sandebenen Schlösser stehen, die jeder Residenz zur Zierde gereichen würden. Bischöfe waren ihre Erbauer; der Schweiß, das Blut des ganzen

Landes, welches unter der milden Herrschaft des Krummstabes seufzte, war der Kitt, mit dem die riesigen Mauern zusammen gefügt wurden. Jetzt stehen solche Gebäude, die oft mehreren Regimentern bequem zur Kaserne dienen könnten, vereinsamt und meist verfallen da. Man hat das bischöfliche Geld nicht mehr, diese Paläste zu erhalten. In einem Jahrhundert werden sie nicht minder Ruinen sein, wie schon jetzt die mächtigen Steinmassen auf den schönen Nebenhügeln am Rhein.

Die Stadt Münster selbst ist noch reich an Winterpalästen ihres Adels, der der Begründer und Erhalter ihres Wohlstandes und ihrer Größe ist. Wie die Bewohner, so erinnern auch noch die Häuser und Gassen der Stadt sehr an das Mittelalter, an die Zeiten der Wiedertäufer und Bernhard's von Galen. Hohe giebelförmige, bis in's Dach massive Häuser, die unten säulengetragene Bogen dem öffentlichen Verkehre überantworten, stimmen gut zu den wappengeschmückten Karossen der Adeligen, die an ihnen vorüberrollen. Der ultramontane Nebel, der sich so dicht über diesen ehrwürdigen Resten des Mittelalters ausbreitet, schreibt sich noch von der Niederlage der Wiedertäufer her. Damals waren Kaiser und Reich, Bischöfe und Adel zu sehr bemüht, die Bewohner der rebellischen Hauptstadt zur Orthodoxie der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, als daß sich hier je später hätten freiere reformatorische Richtungen zeigen können. Die eisernen Käfige am Lamberti-Thurme legen Zeugniß ab von der Art dieser Bemühungen, die natürlich im Namen des Christenthums, der Religion der Liebe unternommen wurden. Das Münsterland ist für Rom eine der einträglichsten und schönsten Provinzen in Deutschland geblieben. Der Katholizismus gedieh sogar am Ende des vorigen Jahrhunderts hier fast zur Intelligenz. Die bekannte Fürstin Gallizin versammelte einen Kreis von ausgezeichneten Männern um sich, unter denen ich nur Katerkamp, Overberg, die beiden Stollberge und Jacobi herausheben will. Der nicht nur für Münster freisinnige Generalvikar Fürstenberg wirkte sehr wohlthätig auf die Hebung der Schulen, der höheren sowohl, als der Elementar-Schulen, und die Folgen dieser Bestrebungen sind noch hie und da sichtbar. Aber der geistliche und weltliche Adel wirkte der aufkeimenden Volksbildung sehr entgegen. Auch neuerdings beeilte man sich eben nicht, dem Beispiele Fürstenberg's zu folgen. So ging Alles wieder rückwärts und Westphalen hat sein gutes Kontingent zur Trierer Rockfahrt gestellt, bei welcher sich bekanntlich das große Wunder zutrug; daß eine Frau von Wischering ihre Krücken weg warf, — um auf die Arme ihrer Begleiterinnen gestützt die Kirche zu verlassen. In neuester Zeit regt sich aber der Liberalismus auch in der münster'schen Bontgeoiße; es hat sich in der Stadtverordneten-Versammlung eine liberale Minorität gebildet, welche wahrscheinlich bald die konservativen Elemente besiegen wird.

Die Gegend um Münster ist abschreckend öde. Große meilenlange Wälder und fruchtbare Kornfelder wechseln ab mit Morästen und Sandwüsten, so öde und leer, wie die Köpfe der meisten Bewohner. Doch fehlt es im Allgemeinen nicht an Getraide, denn die fruchtbaren Stellen überwiegen die öden. Zwischen den einzelnen Kornfeldern und Waldungen haben sich nun die Bauern angestiebelt, oft auf eine Viertelstunde im Umkreise von keinem Nachbar begrenzt. Die Höfe stehen, so lange man denken kann, so weit die Geschichte reicht, auf derselben Stelle und haben dieselbe Einrichtung der Gemächer, der Ställe u. s. w., wie zu Tacitus oder Karls des Großen Zeiten. Es ist eine merkwürdige, fast ehrwürdige Stabilität in diesem münsterländischen Bauernleben, während dasselbe in Ravensberg, im Bergischen durch die Industrie schon in Gährung versetzt ist und sich bedenklich dem Fabriken-Proletariate nähert. Nur die Theilung der „Gemeinheiten“, der Haiden, Weiden und Wälder, welche früher dem ganzen Dorfe gehörten, legt aber unter die einzelnen Grundbesitzer vertheilt sind, hat die Gegend verändert, etwas mehr bevölkert und — die starre Masse in Fluß gebracht.

Bei dieser Stabilität des Münsterlandes ist es leicht erklärlich, daß die öffentliche Meinung keine große Macht und die Presse nicht viel Bedeutung hat. Das einzige Blatt, welches täglich erscheint, ist der „Westph. Merkur.“ Neben dieser der kirchlichen und politischen Reaktion dienbaren Zeitung konnte keine Nebenbuhlerin sich erheben, denn es wurde keine zweite Zeitungskonzession für die Provinz erteilt; „weil, wie der verstorbene Oberpräsident von Vinke zu sagen pflegte, kein weiteres (!) Bedürfnis (!! ) vorhanden wäre.“ Natürlich benimmt sich der Merkur, der auf diese Weise sein Bestehen ganz gesichert sieht, sehr sorglos; da er keine Konkurrenz zu fürchten hat, denkt er nicht daran, „in Geist zu machen“, weil er sich zu diesem Behufe diese ihm mangelnde Waare von Anderen um schweres Geld vielleicht verschaffen müßte. Wozu dieser Luxus? Der Merkur zeigt sich den Lesern, die es nun einmal nicht besser haben wollen, in seiner eigensten Gestalt, so indolent, wie ein Pfründner, und so behaglich, wie ein mit vollem Gehalte pensionirter Major. Aus dieser Ruhe wurde er jedoch neuerdings durch die Rockfahrt und ihre Folgen, durch den Deutsch-Katholizismus aufgeschreckt. Er warf sich zum Vertheidiger des Rockes, des Ultramontanismus und der Jesuiten auf und wurde für Westphalen dasselbe, was die „Rhein- und Moselzeitung“ für die Rheinprovinz ist, nur täppischer, mit weniger Schlaueit und Geschick.

Hier trat ihm nun die „Elberf. Ztg.“ entgegen, die sich dadurch, daß sie den Reformen im Katholizismus huldigte, alsbald viele tausend Abonnenten erwarb. Dieses Blatt leistet das Außerordentliche, das Gegentheil des Schlechten und selbst nicht minder schlecht zu sein. An Lügen, an



albernen Anekdoten und Servilität der Gesinnung kann es kühn mit seinem münsterischen Feinde wetteifern und dabei hat es noch die Unbescheidenheit, liberal sein zu wollen, freilich nur dem Papismus gegenüber. Vor dem, was die „Elberf. Ztg.“ in kirchlicher Beziehung mit den schmähdendsten Namen bezeichnet, beugt sie sich in Rücksicht auf die politischen und sozialen Fragen in sklavischer Unterwürfigkeit. In demselben Artikel, in welchem sie gegen alle 400 Päpste und Tausende von Bischöfen zu Felde zieht, nimmt sie die Flucht vor dem Schatten eines Polizeidieners. In neuester Zeit trat sie, trotz ihrer sonstigen Diatriben gegen den Sozialismus, sogar einigemal als „vernünftiger“ sozialistischer Dilettant auf, d. h. da sie bei ihrem Publikum wahrscheinlich viel Nachfrage nach Sozialismus bemerkte, tischte sie ihm flugs einige abgestandene Phrasen darüber auf. Diese Inkonsequenz des Servilismus, der nicht einmal den Muth und die Kraft hat, in jeder Beziehung servil zu sein, der aus Geldspekulation gegen sein eigenes Prinzip bramarbasirt, verdient wirklich Mitleid oder Verachtung. Da lobe ich mir noch meinen lieben Merkur! Selbst auf die Gefahr hin, dumm und albern zu erscheinen, verfolgt er ehrlich und offen sein konservatives Prinzip bis zu den oft in's Ironische umschlagenden Extremen. Seit er unterm 19. Februar c. erklärt hat, er habe von nun an eine Tendenz, wird er zuweilen ecklig, wenn man daran zweifelt. Sonst nimmt er die Hänseleien und Maulschellen, welche ihm die schlechte Presse zuweilen angedelhen ließ, mit so würdevoller Gelassenheit hin, wie der ritterliche Don Quixote die unermesslichen Prügel, die er um seiner Herzenskönigin Dulcinea von Toboso willen empfing. Nicht der Katholizismus, sondern der Ultramontanismus, der Jesuitismus ist sein Ausgangspunkt und er gerietß deshalb neulich trotz seiner Sanftmuth in schrecklichen Zorn, als er sah, wie in dem Volksbuche „ein Mitglied der fruchtbaren Schriftstellerfamilie Lüning“ die Jesuiten und ihre Verufung nach Luzern beleuchtet hatte. Die verknochertste Orthodoxie findet an ihm überall einen warmen Verehrer und seine ministerielle Loyalität richtet sich nach dem Grade von Übereinstimmung, den er zwischen den Maßnahmen Eichhorn's und des Papstes zu entdecken glaubt. Daß er den Herren Hengstenberg, Krummacher u. ebenso viel Beifall zu wedelt, wie dem Bischof Arnoldi und seinen Rockfahrern, versteht sich demnach von selbst. Schon lange vor den blutigen Leipziger Auftritten hat der Merkur den Scharfblick gehabt, den Zusammenhang der kirchlichen Reformen mit dem politischen Fortschritt und dem Sozialismus zu ahnen. Zuerst, meinte er, in Übereinstimmung mit dem Erzbischof Pryluskı von Posen, greift man die Heiligkeit der Kirche an, dann die des Thrones und zuletzt fällt man über den Besitz und die Reichen her. Darum hütet euch und gebt nicht zu, daß die Leute in der einen Hälfte ihres Kopfes frei werden, wenn sie in der anderen servil bleiben sollen. Noch vor kurzer Zeit

bewies deshalb der Merkur, daß der gläubige Katholik durchaus keine konstitutionellen Sympathien hegen dürfte, daß der Absolutismus die einzig passende Regierungsform für die wahren Befenner der alleinseligmachenden Kirche sei. Neuerdings vermißt man diese samösen leitenden Artikel im Merkur; ihr Verfasser, ein Herr Referendar Rintel, soll sich zu einer ultramontanen schlesischen Zeitung übergestedt haben. Wahrscheinlich waren sie der Coppenrath'schen Buchhandlung zu kostspielig; sie fürchtete mit Recht, durch Bezahlung solcher Artikel in den Geruch der Verschwendung zu kommen, — und das Publikum thut's auch ohne das.

Die „Elberf. Ztg.“ dagegen stellte, wie schon vor 300 Jahren Luther und Melancthon, den Zusammenhang zwischen dem religiösen und politischen Fortschritt in Abrede, wenn auch gerade nicht mit den dürrn und erschrecklich deutlichen Worten, mit welchen der Merkur das Gegentheil behauptete, aber doch immer noch so entschieden, daß kein aufmerksamer Leser an ihrer konservativ-absolutistisch-bürokratischen Gesinnung zweifeln kann. Obgleich sie nicht umhin konnte, gelegentlich aus ihrer nächsten Umgebung einige gar zu skandalöse Fakta des Truchsystems mitzutheilen, so zog sie doch im Allgemeinen ebenso erbittert gegen den Sozialismus, gegen den „Gesellschaftsspiegel“ und das „Westphäl. Dampfsboot“ zu Felde, wie der Merkur; ja sie zeigte sich in manchen Beziehungen noch serviler und bürokratischer, als ihr katholischer Gegner, sie weiß nur tönende Phrasen besser als Drapperie zu gebrauchen, als der Merkur, was freilich nicht schwer ist. Den Deutsch-Katholizismus, den sie zu ihrem Vortheil so trefflich auszubeuten weiß, blamirt sie förmlich durch ihre halsbrechenden Tiraden, durch ihre schwülstigen und salbungsvollen Phrasen, so daß derselbe mit Recht ausrufen könnte: Herr, schüze mich vor meinen Freunden! Ist es nicht zum Lachen, wenn die Elberfelderin verkündigt, wie ein Herr Körner, „als erster Deutsch-Katholik von Süd- und Westdeutschland, Deputirter der deutschkatholischen Gemeinden von Rheinland und Westphalen zur Synode in Stuttgart, Vorstandsmitglied der Elberfelder christkatholischen Gemeinde“ u. s. w. u. s. w. in Darmstadt den Ehrenplatz im Chor der Kirche neben dem Prediger eingenommen habe, wenn sie erzählt, wie Ronge in Frankfurt von dem gläubigen Volke umringt worden sei, welches den Saum seines Gewandes habe küssen wollen? Und solche Phrasen hört man von Menschen, die gegen den Papismus mit Feuer und Flamme eifern! Die „Elberf. Ztg.“ würde, glaube ich, gern Ronge's Rock zur gläubigen Verehrung der Deutsch-Katholiken in der Börsehalle ihrer Vaterstadt ausstellen, wenn nur die Herren Polizeidiener es leiden wollten. Ronge selbst wird ihr freilich solche Alfanzereien wenig Dank wissen. —

Diese religiösen Zänkereien haben die liberalen konstitutionellen Bestrebungen, die sich seit 1840 mächtig regten, ein wenig in den Hintergrund

gehoben. Skandalöse Anekdoten von übergetretenen katholischen Priestern, die der Merkur zu erzählen wußte, und die Vertheidigung der Priester durch die Oberfelderin, Hirtenbriefe der Pastore aus der Grafschaft Mark, die vor den Lichtfreunden warnten und sie anathematisirten, und salbungsvolle Beschreibungen des Bischofs-Jubiläum in Münster erstlickten eine Zeit lang die politischen Diskussionen. Zudem zog sich, als der Sozialismus Organe fand, mancher liberale Bourgeois ängstlich zurück und hielt das Bestehende doch noch für besser, als diese „Unterwühlung der größten Heiligthümer des Menschen, des Besten.“ Das ist aber nur für den Augenblick. Die Bourgeoisie der fabrizirenden westphälischen Distrikte (Ravensberg, das Bergische) fängt an zum Bewußtsein ihrer wirklichen materiellen Interessen zu kommen. Sie fängt an einzusehen, daß sie diese am besten durch eine konstitutionelle Verfassung, die ihre Kaste an das Ruder bringt, fördern kann und sympathisirt deshalb täglich mehr mit der liberalen rheinischen Bourgeoisie. In das Ackerbau treibende Münsterland ist durch die trotz der autonومischen Bestrebungen der Ritterschaft und ihrer Güterankäufe täglich fortschreitende Parzellirung das erste Sährungselement der Zeit geschleudert und dem patriarchalischen Schlendrian ein mächtiger Stoß versetzt. Auf den Eisenbahnen stürmt die Industrie in das stille Land; durch den erleichterten Verkehr wird die münster'sche Bourgeoisie mit ihren selbstbewußteren, schärfer ausgeprägten Standesgenossen in Rheinland und dem übrigen Westphalen in nähere Verbindung treten und durch sie über ihre Interessen und die Stellung, die sie in der Gegenwart einnehmen muß, aufgeklärt werden. So tritt denn auch hier die von der Geschichte, von den sozialen Verhältnissen nothwendig bedingte Entwicklung ein, — und, das Übrige findet sich von selbst. —

## Weltbegebenheiten.

Juli.

Die Ernte hat begonnen und die früheren Besorgnisse, die fast schon verschwunden waren, haben sich leider doch einigermaßen bestätigt. An der Kartoffel zeigen sich wieder Spuren der Krankheit vom vorigen Jahr; auch faulen sie leicht von innen heraus. Der Ertrag der Roggenernte ist trotz der vielen Ähren sehr mittelmäßig, weil sie so schlecht sich gefüllt haben. Kohllarten und Wurzelfrüchte sind in Folge der langanhaltenden Dürre bei weitem nicht so gut gerathen, wie im vorigen Jahre. So bliebe den für unsere Gegend nur der Buchweizen, für andere der Waizen und der Wein, die eine wirklich reichliche Ernte versprechen. Daß unter solchen Umständen vom Sinken der Preise, namentlich der Kornpreise, nicht viel zu merken ist, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

**Preußen.** Der Plan zu der neuen Organisation der Bank ist nun genehmigt und zugleich mit der Rechnungslage über die Aktiva und Passiva

der bisherigen Bank veröffentlicht. Man hat das gemischte System gewählt; die Bank bleibt eine Staatsbank, deren Leitung Herr Rother anvertraut ist, an der sich aber auch Privatleute betheiligen können. Durch diese soll eine Summe von 10 Mill. Thaler aufgebracht werden; wird mehr gezeichnet, so werden die Beiträge nach Verhältniß reduziert. Die 200 Meistbetheiligten haben, nach Analogie der Meistbeerbten bei der Gemeindeordnung, den Centralausschuß, der Herrn Rother bei der Kontrolle der Rechnungslage zur Seite steht, und die Beigeordneten für die Provinzialkomptoire zu wählen. Die Bank ist ein vom Finanzministerium unabhängiges öffentliches Institut; Bankscheine werden im Betrage von 15 Mill. ausgegeben. „Die Bank würde, wie ein Korrespondent der „Köln. Ztg.“ meint, künftig außer den etwa 22 Mill. Thaler Pupillen- oder Stiftungsgelder mit einem Kapitale von 29 Mill. operiren können, von welchen sie verhältnißmäßig wenig zu verzinsen braucht, und sie würde deshalb bei der jetzigen Theuerung des Geldes, die in den nächsten 5 Jahren schwerlich nachlassen dürfte, wohl sicher auf eine Dividende von im Ganzen 6 Procent für die Privatbetheilnehmer rechnen dürfen.“ Vor Mitbetheiligung des Staats-Einschusses sollen nämlich den privaten Bankanteils-Eignern aus dem sich ergebenden reinen Gewinn für ihren Einschuß  $3\frac{1}{2}$  Procent jährlich gezahlt werden. Solide Kapitalisten werden sich mit diesem Gewinn wohl begnügen und sich daher an der Bank betheiligen, die eigentlichen Geldspekulanten aber schwerlich; an der Berliner Börse hat der neue Bankplan bisher keinen besonders günstigen Eindruck gemacht und die Effekten sind eher gefallen, als gestiegen. Die Bedenken zweier Mitglieder der Haupt-Verwaltung der Staatsschulden, welche in der Banknoten-Emission eine Verletzung des Gesetzes vom 17. Januar 1820 sahen, werden durch eine Cab.-Ordnung vom 16. Juli für unbegründet erklärt. Um aber Niemanden in seinem Gewissen zu beengen und da die Mitwirkung der Haupt-Verwaltung der Staatsschulden bei der Banknoten-Ausgabe ganz unwesentlich sei, überträgt jene Cab.-Ordnung die Ausfertigung der Banknoten einer besonderen Immediat-Kommission, bestehend aus einem Mitgliede des Kuratoriums der Bank, für jetzt Herrn Düesberg, aus dem Vorsteher der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft, jetzt Herrn Geh.-Kommerz.-Rath Carl, und aus dem Dirigenten der Kontrolle der Staats-Papiere, jetzt Herrn Geh.-Rechnungs-Rath Kuhlwes. Vom 1. Januar 1847 an wird die Bank ihre Operationen beginnen. Gegen diesen Plan erheben sich nun vielerlei Bedenken, wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß sie den Geldverkehr bedeutend mehr erleichtert, als die frühere Bank. Der ganze Zuschnitt, die dem Herrn Rother vorbehaltenen Rechte scheinen mehr bürokratische Elemente in sich zu tragen, als für die leichte Beweglichkeit, die einem bürgerlichen Geldinstitute Noth thut, zweckmäßig ist; das Vertrauen der Kapitalisten und des Publikums zu der Bank wird sicher dadurch nicht gesteigert. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Bank allen übrigen Finanz-Instituten des Staates noch unabhängiger gegenüber gestellt wäre, als es geschehen ist; denn ein Königl. Geldinstitut kann schwerlich eine Verwaltung führen, ohne daß die Regierung dabei betheiligt bleibt, namentlich da die von ihr ausgegebenen Schuldschreibungen bei den Zahlungen an die Staatskasse angenommen werden sollen. Endlich sollen die disponiblen Fonds der Bank keineswegs hinreichen, um den Bedürfnissen des Geldverkehrs erfolgreich zu entsprechen. Man wird also mit

der Zeit immer zu einem Netz von Privatbanken übergehen müssen, wenn man auch vielleicht nicht den Plan zu der Landesbank des projektenreichen Bülow-Cummerow annimmt. Dieser war bekanntlich ein Hauptgegner der jetzigen Gestaltung der Bank und ein eifriger Vertheidiger einer Landesbank. Sein Plan wurde verworfen, obgleich der König, Herr Flottwell und Herr v. Rönne bei dem Vortrage, den er dieserhalb im Ministerium hielt, seinen Ansichten im Allgemeinen beipflichteten. Herr Flottwell hat unterdessen das Finanzministerium niedergelegt; als seinen Nachfolger nennt man Herrn Eichmann oder Herrn Patow. Außer seiner Opposition gegen den Bankplan soll besonders die ihm nicht gelungene Vereinigung des Postwesens und einiger anderen Institute mit dem Finanzministerium die Ursache von Flottwell's Abdankung sein. Das Postwesen ist nämlich als selbstständiges Departement beibehalten und an seine Spitze ist ziemlich unerwartet der zum General-Postmeister ernannte Herr v. Schaper getreten, dessen Oberpräsidentur von Westphalen, wie es heißt, Herr Flottwell übernehmen würde. Herr v. Bodelschwingh ist jetzt definitiv zum Minister des Innern ernannt. —

Die Gesesammlung theilt jetzt die Formen mit, nach denen künftig bei Civil- und Kriminalprozessen verfahren werden soll. Die Umgestaltung der Kriminal-Ordnung soll zunächst nur in den bei dem Kammergerichte und dem Kriminalgerichte zu Berlin zu führenden Untersuchungen zur Anwendung kommen; später wird man sie also wahrscheinlich auf alle alten Landestheile, in denen das Landrecht gilt, ausdehnen. Es ist hier nicht der Ort, eine erschöpfende Kritik der Bestimmungen dieses Gesetzes zu liefern, ich beschränke mich darauf, einige wichtige Punkte hervorzuheben. Man hat ein mündliches Verfahren einführen und zugleich den Inquisitionsprozess durch den Anklageprozess verdrängen wollen; aber man ist überall auf halbem Wege stehen geblieben. Das mündliche Verfahren beschränkt sich auf eine mündliche Schlussverhandlung, zu der nur Juristen Zutritt haben. Es ist zwar ein Staatsanwalt ernannt, der die Anklage zu erheben und den Prozess für den Staat zu führen hat; aber man hat sich nicht entschließen können, die Befugnisse der Gerichte auf das bloße Fällen des Spruch's zu beschränken. Die Gerichte sollen zwar nicht mehr „von Amtswegen“ Untersuchungen einleiten und führen, aber, „wenn Gefahr im Verzuge ist“, so können sie auch ohne Antrag des Staatsanwalts Ermittlungen, Verhaftungen und Anordnungen vornehmen. Eine weite Bestimmung, die meines Erachtens ganz unnöthiger Weise den Richtern polizeiliche und administrative Verpflichtungen auferlegt. Ferner sind die Gerichte nicht an die Anklagepunkte des Staatsanwalts gebunden; wenn sie finden, daß die angeklagte That zwar eine strafbare ist, aber gegen ein anderes Strafgesetz, als das vom Staatsanwalt bezeichnete, verstößt, so sind sie verpflichtet, demgemäß ihr Urtheil zu fällen. Das scheint mir bedenklich und der alten Inquisitionsmanier Thür und Thor zu öffnen; der Richter sollte nur entscheiden, ob die Anklage gegründet ist oder nicht. Wahrhaft gefährlich scheint mir aber die Bestimmung, daß der Richter vom strengen Beweise entbunden ist und nur nach seiner freien subjektiven Überzeugung urtheilen soll. Das geht eben nur bei dem Geschworenen, dem unabhängigen Mann, der von der öffentlichen Meinung seiner Mitbürger, unter die er nach seinem Spruch zurücktritt, kontrollirt wird. Keineswegs läßt sich eine solche Funktion

ohne Gefahr dem Richter übertragen, der als Beamter der Regierung leichter den Anklagen derselben Gehör gibt und ohnehin dem Volke fremder gegenüber steht; zudem hegt der Jurist von Profession, der an das Inquiriren gewöhnte Richter, der in allen Worten des Angeklagten nur Ausflüchte zu sehen geneigt ist, leichter Verdacht und ist eher von einem Verbrechen überzeugt, als ein anderer Mensch. In der Regel heißt es bei ihm nicht: Jeder ist als unschuldig zu betrachten, bis seine Schuld erwiesen ist, sondern vielmehr: Jeder ist als schuldig zu betrachten, bis seine Unschuld erwiesen ist. Bei einer solchen Anschauung ist es aber gefährlich, das Urtheil der subjektiven Überzeugung anheim zu geben. Es scheint mir ferner nicht passend, daß bei Verbrechen, welche mit 50 Thaler Strafe, mit Haft bis 8 Wochen oder mit körperlicher Züchtigung bedroht sind, die Geschäfte des Staatsanwalts von Polizeibeamten verwaltet und die Urtheile von Einzelrichtern gefällt werden. Warum nicht auch hier die ordentlichen Gerichte und der gewöhnliche Staatsanwalt? Die Strafen sind groß genug, um alle möglichen Garantien gegen Willkürlichkeiten zu verlangen. Endlich darf der Staatsanwalt gegen Amtsverbrechen nur auf Grund eines Antrages der vorgesetzten Behörde des anzuklagenden Beamten einschreiten. Das Gesetz vom 29. März 1844 soll aufrecht erhalten werden; aber wozu diese Bevorzugung pflichtvergessener Beamten? Denn es läßt sich nicht verkennen, daß ein unparteiischer Staatsanwalt eher die Verpflichtung fühlen wird, gegen einen Beamten einzuschreiten, als dessen vorgesetzte Behörde, die sich nie ganz vom *esprit de corps* freimachen wird. Warum endlich bei Holzdiebstahl, Steuerdefraudation, Injurien und Disciplinarsachen gegen Beamte nicht nach den Vorschriften dieses Gesetzes verfahren wird, warum bei Ehescheidungen in den beiden ersten Instanzen das alte Verfahren in Kraft bleibt und erst in dritter Instanz das neue eintritt, dazu scheint mir kein genügender Grund vorzuliegen. Man sollte schon der Einfachheit und Übersichtlichkeit wegen so wenig als möglich Ausnahmen machen; ein Gesetz und ein Richter und keinerlei Exemtionen! — Die Veränderungen des Verfahrens im Civilprozeße gelten übrigens schon jetzt im ganzen Lande, wo die Allg. Ger.-Ordnung gilt; die Prozesse werden dadurch erheblich abgekürzt, das mündliche Verfahren tritt mehr hervor, wir können also immerhin diese Gesetze als Schritte zum besseren begrüßen. —

Die Verhandlungen der Generalsynode sind mehr lang, als interessant. Bisher hat man sich über den Eid und die Betheiligung der Geistlichen dabei, sodann über die Studenten und Kandidaten der Theologie und ihre Vorbereitung zum Pfarramte unterhalten. Ein großer Theil der Synode war nicht abgeneigt, die Kandidaten vorher in einem Kloster, welches man wohlkautender Seminar nannte, in stiller Beschaulichkeit vegetiren zu lassen, damit sie bei'm Antritt ihres Amtes dem wirklichen Leben und dem wirklichen Menschen hinlänglich entfremdet wären. In Westphalen scheint das 11. Husarenregiment fast die Stelle eines Seminars zu vertreten; mehrere katholische Offiziere desselben sind „geistlich“ geworden. Herr Minister Eichhorn erklärte, sein Prinzip sei: „Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung und thätige Arbeit, daß die Wege der Fortentwicklung geöffnet werden.“ Bis jetzt hat er wohl nur dem ersten Sage dieses Prinzips gelebt. Die „Wege der Fortentwicklung“ müssen aber wohl sehr verschüttet sein, daß sie sich trotz aller „thätigen Arbeit“ nicht öffnen wollen; aber nur Geduld! vielleicht später. —

In dem Berliner Handwerkervereine ist es zu sehr unangenehmen Szenen gekommen. Vor längerer Zeit mußten auf Verlangen der Regierung mehrere „Rehrkräfte“ (Behrends) austreten, worüber der Vorstand, Herr Hedemann an der Spitze, damals sein lebhaftes Bedauern aussprach. Behrends ließ nachher die Vorträge, die er in dem Verein gehalten hatte, drucken, und obgleich damals die später beliebten Kategorien des Erlaubten und Verbotenen noch nicht bestanden, obgleich die Vorträge auch gar nicht einmal gegen sie verstößen sollen, so erließ doch plötzlich der Vorstand, Herr Hedemann an der Spitze, eine fulminante Erklärung gegen Behrends, warf ihm „Vertrauensbruch“ vor und der Vorsitzende legte, als man an Behrends Vergehen zweifelte, Denunziationen gegen denselben vor, die er seit 2 Jahren sorgfältig protokolliert hatte. Wenn der Vorsitzende eines Vereins, in dem freie Diskussion herrschen soll, alle Aussetzungen nicht, um sie geeigneter Zeit zu polizeilichen Zwecken zu benutzen, so hört freilich Alles auf. Die Handwerker haben energisch gegen das Verfahren des Vorstandes und namentlich des Herrn Hedemann protestirt. Das ist aber nicht genug; wenn der Verein sich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren will, so muß er Herrn Hedemann in bester Form austreiben, sollte auch der ganze Verein darüber zu Grunde gehen. Besser ehrenvoll sterben, als ein schmachbedecktes Leben hinschleppen. — Die preussische Polizei hat auch in Hamburg angefragt, welche preussische Handwerker an dem dort bestehenden „Bildungsvereine“ für Handwerker theilnahmen. Was mag der Grund dieser theilnehmenden Wisbegier sein? Man wird doch Niemanden dieses unschuldigen Vereins wegen Angelegenheiten machen wollen? Das wäre doch zu stark! —

Der zu dem Deutsch-Katholizismus übergetretene Pfarrer Dr. Heinzer war wegen Beleidigung der katholischen Religionsgesellschaft zur Untersuchung gezogen. Das Obergericht zu Breslau sprach ihn frei, weil die Beleidigung einer Religionsgesellschaft nicht von Amtswegen zu bestrafen sei; die einzelnen Glieder könnten nur wegen Privatinjuriën klagbar werden. Der Justizminister Uhden hat gegen diese Ansicht des Gerichtshofes ein tadelndes Reskript ergehen lassen. — In Hamm wurde gegen 2 Referendarien eine Disziplinaruntersuchung geführt, weil namentlich der Eine, ein eifriger Anhänger Feuerbachs, gesprächsweise an öffentlichen Orten irreligiöse oder atheïstische Ansichten verlaublich haben sollte. Es wurden mehrere Personen, namentlich Wirthe verhört; von dem Resultate dieser Verhöre ist Nichts bekannt; nur war der eine Angeklagte fest überzeugt, er müsse nach juristischen Grundsätzen völlig freigesprochen werden. Plötzlich wurden Beide durch ein 3 Zeilen langes Reskript des Justizministers aus dem Justizdienste entlassen. Freilich, der christlich-germanische Staat verlangt konsequent auch christlich gesinnte Richter. Sonst sollte man meinen, er hätte an den Richter nur die Anforderung der Gerechtigkeit, der Unparteilichkeit, der Rechtskenntniß und der Pflichttreue zu stellen, keineswegs aber seine Ansichten über Christlichkeit und Kirchlichkeit zu kontrolliren. Der Justizminister scheint über diesen Punkt anders zu denken. —

Ein reges Leben und ein eifriges Streben für die Angelegenheiten der Gemeinde scheint sich jetzt am Rhein zu entfalten. In Elberfeld hat der Gemeinderath ohne Weiteres Publikation seiner Verhandlungen beschloffen, indem die Genehmigung der Regierung dazu nur dann nöthig sei, wenn

die Berathung über Gemeinde-Interessen hinausginge. An vielen Orten ist man ebert mit den Gemeinderathswahlen beschäftigt und dem Ansehen nach theilhaftig man sich daran mit vielem Interesse. In Köln namentlich hat sich ein Komitee für die Wahlen gebildet und es sind schon mehrere zahlreiche Wählerversammlungen abgehalten, um sich über die Anforderungen, die an Vertreter der Stadt zu stellen wären, und die Personen, die denselben am meisten genügen möchten, zu verständigen. Die Versammlung hat ihre Ansichten in einem Programme niedergelegt, über welches dann der zu Wählende sich vorher aussprechen soll, ein Verfahren, welches überall Nachahmung verdient, welches nothwendig ist, wenn man nicht unter der Herrschaft Sr. Maj. des Zufalls im Dunkeln wählen will. Ich fürchte nur, daß der Polizei, welche in Trier die Gäste einer Weinstube als Volksversammlung in Anspruch nahm, recht bald bedenken wegen dieser Zusammenkünfte aufsteigen werden und aufsteigende polizeiliche Bedenkllichkeiten schlagen sich bekanntlich in der Regel als Verbote nieder. — Auch hat die rheinische Ritterschaft zur Zeit die Ersatzwahlen zum Landtage vorzunehmen. In Köln und Koblenz hat sich der liberalere, nicht autonomische Theil derselben sehr lässig bewiesen; nur wenige sind erschienen, was ihnen freilich bei der empörenden Hitze nicht gar zu sehr übel zu nehmen ist; ich wenigstens habe mich nie so sehr über das Glück gefreut, kein Mitglied der rheinischen Ritterschaft zu sein, als in diesen heißen Tagen, wo ich ihren Versammlungen nicht beizuwohnen brauchte. Die Autonomen aber, welche die äußere Hitze durch ihren glühenden inneren Drang nach Ausdehnung ihrer Macht und Herrlichkeit homöopathisch vertrieben, erschienen vollzählig auf dem Plan und erfochten in Köln und Koblenz einen vollständigen Sieg, indem sie fast alle ihre Kandidaten durchbrachten. Weniger glückte es ihnen in Düsseldorf, wo die Deputirten mit sehr wenigen Ausnahmen aus den Reihen der nicht autonomen Ritterschaft gewählt wurden. —

Wie fein die Herren Beamten zuweilen die Engherzigkeit oder die Kurzsichtigkeit der Menschen zu benutzen wissen, um ihr Ideal, die Allmacht einer wohlmeinenden Bürokratie, in helles Licht zu stellen! Die Bürger von Bacharach hatten schon seit langer Zeit Beschwerde darüber geführt, daß der Beitrag des Ortes zur Klassensteuer von dem Kreistage viel zu hoch angesetzt sei, weil er in allen Beziehungen heruntergekommen wäre. Da belehrte sie denn ein Herr Regierungsrath Focke, die Regierung könne ihnen nicht helfen und das Haupthinderniß dabei sei das leidige von den Rheinischen Ständen 1829 geforderte Kontingentirungs-Gesetz, nach welchem die Steuer durch eine Kommission Bethelligter umgelegt werde. Der Regierung sei das zwar sehr angenehm; früher hätte sie alle Hände voll zu thun gehabt mit Reklamationen, während sich jetzt die Kreise und Bürgermeistereien unter einander stritten. Der süße Frieden, mit dem sie diesen Ragballeien zusähe, würde nur sehr getrübt durch den Umstand, daß ihr durch jenes fatale Gesetz die Hände sehr gebunden wären und daß sie deshalb den Beschwerden ihrer getreuen Unterthanen nicht so leicht abhelfen könne, als wenn man sich solche Weitläufigkeiten spare und ihr vertrauensvoll Alles überlasse. Das ist des Pudels Kern. Weil bei einer Umlage der Steuer durch Bethelligte ein Kreistag egoistisch genug sein kann, einen Ort unrechtmäßig zu belasten, weil die Bürger, die alle Verhältnisse genau kennen, möglicherweise auch irren können, deshalb soll man sich um Alles das



gar nicht mehr kümmern, sondern Alles den Beamten überlassen, bei denen solche Irrthümer noch viel eher möglich sind. —

Wieder ein Zeitungsverbot! Ganz unerwartet sind die „Bremer“ und die „Weser-Zeitung“ verboten, obgleich sie unter Censur eines Bundesstaates erscheinen und die Censur eine gemeinsame deutsche Maaßregel ist. Die „Bremer Ztg.“ ist ein ganz unschuldiges Blatt, welches nur vorübergehend durch Joël Jakobi's Phrasen bei Liebhabern von dergleichen einige Geltung erlangt hat. Obgleich die „Weserzeitung“, ein Blatt der liberalen Bremer Bourgeoise, speziell des Bürgermeisters Herrn Schmidt, zuweilen einige etwas malitidse Notizen über Preußen brachte, so kann man sich doch das Verbot nicht recht erklären. Die Behauptung preussischer Blätter, daß die Censur der „Weserzeitung“ dem Gewissen ihrer Redakteure anvertraut gewesen sei, wird von diesen bestritten und es kann dieser Umstand, wenn er auch wahr wäre, unmöglich das Verbot motiviren, um so weniger, als die preussische Regierung selbst gesonnen sein soll, den Redaktionen der neuen Regierungszeitungen eine solche Gewissenscensur zuzugestehen. Eher scheint mir die Polemik der „Weserzeitung“ gegen die Freihandelsmaximen Preußens der Grund des Verbotes zu sein. Die Bremer Regierung wird übrigens, wie es heißt, Preußen nicht um Zurücknahme seiner Maaßregeln angehen; sie soll aber den Zeitungen den ihnen dadurch erwachsenen Schaden aus Staatsmitteln vergüten wollen und das könnten wir nur loben. —

In Breslau, wo der politische Liberalismus und mit ihm das Bewußtsein der Bourgeoise von ihrer Stellung immer mehr Terrain zu gewinnen scheint, hatten vor Kurzem einige Liberale eine Partie noch dem reizenden Fürstenstein veranstaltet, welcher sich viele ihrer Mitbürger angeschlossen; doch ging die Sache nicht von der städtischen Ressource aus. Man aß und trank und toastete in Fürstenstein, wie das bei solchen Partien zu geschehen pflegt, und natürlich hatten die Toaste sämmtlich eine mehr oder weniger liberale Tendenz. Grund genug für die Volkzci, alsbald bei einigen Literaten, bei „nicht ansässigen Bürgern“, wie das Reskript ausdrücklich besagte, Haussuchung vorzunehmen, durch welche sie denn auch glücklich in den Besitz einiger alter Studentenpapiere gesetzt worden ist. Zwei Lehrer, Müller und Stein, beschwerten sich bei der Stadtverordneten-Versammlung über diese Haussuchung und die Stadtverordneten sprachen ihr tiefes Bedauern darüber aus und die Hoffnung, daß der Bürger künftig vor solchen Maaßregeln bis zum äußersten Nothfalle geschützt sein würde. Überhaupt scheint die Polizei in Breslau sehr thätig zu sein. Sie hegte Verdacht, daß ein Literat Semrau und ein Seifenfabrikant Jankowski den aus Meisse entsprungenen Polen zur Flucht behülfflich gewesen wären, und um diesen Verdacht näher zu begründen, verhaftet und verhört der Polizeiuspektor Giese, der besonders in solchen Missionen thätig ist, nicht die Herren selbst, sondern ihre Haushälterinnen, von denen er wohl eher etwas zu erfahren hoffte. Ein Kaufmann Böge, den man im Besitz einer Kasse für die Injurgenten glaubte, weil er einen Brief aus Paris bekam, war schon früh verhaftet.

In Posen ist plötzlich der Direktor der Landschaft, Herr Jarochowski nebst seinem Sohne, als Theilnehmer an der Verschwörung verhaftet. Die Regierung soll seine Mitschuld schon länger gekannt haben, aber, um der Landschaft Kredit nicht zu stören, nicht eher eingeschritten sein, bis sie die

im vorigen Hefte berichtete Maaßregel gegen die Landschaft ausgeführt und einen Regierungs-Kommissair dem Direktor beigeordnet hatte. Außer einigen Freilassungen und stellenweisen neuen Verhaftungen hört man Nichts vom Stande der Untersuchung. In dieser ist in Sonnenburg noch immer der bekannte Dunker sehr thätig, welcher sich seit den schlesischen Weberunruhen von seiner eigentlichen Sphäre, der Gaunerpolizei, auf die politische geworfen zu haben scheint.

**Sachsen.** Herr Otto Wigand in Leipzig, der bekannte liberale Verleger ohne Furcht und Tadel, der so emphatische Vorreden zu schreiben liebt, der so tönend gegen das Verbot seines Verlages durch Oesterreich in die Schranken trat, hat die Zurücknahme des Rescriptes, welches er erst zur Einleitung seines Rückzuges für „nicht vorhanden“ erklärte, verlangt, indem er „Garantien“ für seine lokalen Gesinnungen und die Farbe seines Verlages gab. Darin mag es auch wohl seinen Grund haben, daß laut seiner Erklärung der Professor Oswald Marbach, dessen Censur die „Deutschen Jahrbücher“ unterlagen, — eine Fortsetzung derselben liefern wird, im Verlage von O. Wigand natürlich. — Prinz Johann hat in Folge der mancherlei Konflikte mit der Kommunalgarde das Generalkommando derselben niedergelegt.

**Hannover.** Die Kammer hat die Herabsetzung der Besoldungssteuer, die bisher je nach der Höhe des Soldes  $\frac{1}{4}$ —3 Procent betrug, auf 1 Procent verworfen. Die Beamten thaten viel dafür; auch sollten diejenigen, welche bisher weniger als 1 Procent zahlten, auf diesem niedrigeren Satze stehen bleiben. Die Kammer erkannte mit Recht in diesem Vorschlag nur einen Antrag auf Zulage für die hochbesoldeten Beamten. — Außer der Annahme einer Verwendung zu Gunsten Schleswig-Holsteins haben Stände auch den Bau der Eisenbahnen auf Staatskosten bewilligt.

**Braunschweig.** Die Konflikte zwischen der Regierung und den Ständen sind noch nicht beseitigt; sie treten vielmehr jetzt in eine neue Phase, die vielleicht entscheidend wird. Bekanntlich wurden vor einigen Monaten die Stände entlassen, ohne daß sie das Budget in allen seinen einzelnen Positionen genehmigt hätten. In dem jetzt vom Ministerium veröffentlichten Budget sind nur die bewilligten Posten aufgeführt; es scheint also in den übrigen auf eigene Verantwortung verfahren zu wollen. Deshalb hat der Präsident des landständischen Ausschusses, Herr Bode, diesen zusammenberufen und dieser Maaßregel liegt doch wahrscheinlich die Absicht zum Grunde, dem Verfahren des Ministeriums entgegen zu treten. Der landständische Ausschuss hat verfassungsmäßig das Recht, die Stände auch ohne landesfürstliche Genehmigung zusammenzurufen. Treten diese nun den Ansichten des Ausschusses bei und mißbilligen die Handlungsweise des Ministeriums, so werden sie dasselbe wahrscheinlich in Anklagestand versetzen. Das Urtheil wird dann von 3 Mitgliedern des Ober-Appellations-Gerichts und 4 des Ober-Landes-Gerichts gesprochen.

**Hessel-Kassel.** Einige bemerkenswerthe Polizeigeschichten! Dem Prof. Jordan, der sich zur Wiederherstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit in Frankfurt aufhielt und dort allmählig neue Kräfte gewann, ist weiterer Urlaub versagt und die Rückkehr nach Marburg anbefohlen, obgleich er noch keine Kollegia lesen kann. — Das Lesemuseum in Marburg, welches einst den Polizeidirektor Wangemann ausschloß, ist neuen Beschrän-

kungen unterworfen; die Studenten können künftig nicht mehr ordentliche Mitglieder sein. — Bei dem dortigen Professor Hilbebrand hielt man Haussuchung, weil man ihn im Verdacht hatte, eine Londoner deutsche Zeitung verbreitet zu haben, in welcher angeblich Majestätsbeleidigungen enthalten waren. Man fand Nichts; Hilbebrand weigerte sich aber den Schlüssel zu einem Schrank voll Manuskripte herzugeben; die Polizei nahm ihm denselben aus der Hosentasche und fand in dem Schranke wiederum Nichts. Hilbebrand hat dieserhalb eine Klage angestellt. — Was die religiöse Schwärmerie zuweilen für seltsame Resultate liefert, die man herzlich belachen möchte, wenn sie nicht zugleich so tragisch wären! Eine sehr fromme Frau hat sich die Hand abgehauen, um dem bekannten Bibelspruch „ärgert dich deine Hand“ konsequent nachzukommen. Ich erinnere mich, daß ein Schlesier, um seiner Keuschheit gegen die Lüste und Versuchungen dieser argen Welt zu Hülfe zu kommen, sich die Genitalien abschnitt und sie auf dem Kirchhofe unter Abtönen eines Gesangbuchverses einscharrte. Als man ihn fand, hatte sich der arme Narr fast verblutet.

**Hessen = Darmstadt.** In Mainz fand in Folge der Theuerung ein ziemlich erheblicher Volksauflauf gegen die Bäcker statt; es hieß nämlich, sie verkauften an diesem Tage nur deshalb kein Brod, weil sie wüßten, daß der Preis am folgenden Tage steigen würde. Das mag wohl sein, ist auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen leider sehr erklärlich. Ähnliche Aufläufe haben übrigens an vielen Orten stattgefunden.

**Baiern** heißt laut Reskript des Ministeriums des Innern in Zukunft für alle Zeiten Bayern. Der große orthographische Streit zwischen dem *Y* und dem *B* ist also durch Ministerialbeschluß unter der glorreichen Regierung Ludwig's I. geschlichtet. Außerdem ist auch der Donau-Main Kanal mit sehr langen Reden, welche bei Karl dem Großen anfangen, weil er besagten Kanal bekanntlich nicht gebaut hat, glücklich eröffnet.

**Baden.** Die Kammer variirt die alten Themata. Hecker bringt seine Motion über die Inkompatibilitäten, wobei Buß verlangt, daß nicht bloß Beordnete, sondern auch Ehrenbeehrte sich einer neuen Wahl unterwerfen müßten; der ministerielle Abg. Stöcker verlangt Geschwornengerichte, Welcker spricht über Zyksteins und Hecker's Ausweisung, durch welche die preuß. Regierung laut ihrer Ehrenerklärung beide Herrn keineswegs beleidigen wollte. Man beantragt Ersparungen an den Gesandtschaften, bei welcher Gelegenheit Hecker den unmaßgeblichen Wunsch ausdrückt, der deutsche Bund möchte beständig Ferien haben. Man weigert die Bezahlung der Stellvertreter für Beamte, die auf dem Landtage sind; aber man zahlt die Kosten für den Staatsrath, der ohne Zuziehung der Kammer errichtet ist und von ihr für überflüssig angesehen wird. Hier zeigte es sich, daß die Anfangs ziemlich kompakte liberale Majorität in 2 Parteien zerfallen ist, in die eigentliche radikale (Zykstein, Welcker, Hecker, Mathy u. s. w.) und in eine gemäßigte, welche dem Ministerium Rebenius-Weff „vertraut“ und es darum selbst mit etwas prinzipwidrigen Konzessionen nicht so genau nimmt. Ihre Wortführer sind Pfarrer Zittel und Dr. Bisping; sie unterstützen das bürgerfreundliche Ministerium, weil es seine Stütze nicht in der Hofpartei habe und sie folglich in der Kammer haben müsse. Außer diesen beiden Parteien finden wir noch die ultramontanen Partei (Buß), und die strengen Bürokraten von altem Schrot und Korn

(Schaaf, Rettig), denen Nebenius und Beck viel zu bürgerfreundlich und liberal und denen alle „Raisonneurs“ gegen eine hohe Obrigkeit äußerst verhaßt sind. Kürzlich wurde eine Mannheimer Bürgerversammlung, die zur Unterzeichnung einer Petition um Schutz für Schleswig-Holstein zusammengetreten war, polizeilich vertrieben und als diese Verletzung des Petitionsrechtes in der Kammer zur Sprache gebracht wurde, meinte Rettig: das sei kein Unglück, die Mannheimer hätten nur Spektakel machen wollen, NB. indem sie ein verfassungsmäßiges Recht ausübten. Das ist so der Standpunkt dieser Herren.

**Schweiz.** Der Verfassungs-rath zu Bern hat den Verfassungs-Entwurf angenommen und wahrscheinlich wird die am 31. Juli stattfindende Volksabstimmung diese Annahme gutheißen. Der soziale Anlauf, den Bern zu nehmen schien, ist bald erlahmt; alle dahin zielende Bestimmungen des Entwurfs, die Übernahme der Armenpflege durch den Staat, die unentgeltliche Ablösung der Zehnten u. s. w. sind beseitigt und durch halbe Bestimmungen ersetzt. So wird die wirklich demokratisch-soziale Partei wohl bald wieder gegen diesen Entwurf, wenn er angenommen wird, operiren müssen. Im Verfassungs-rath stimmten gegen denselben die alten Aristokraten, ferner Herr Dörsenbein, weil er keine Garantie für seine büreaukratischen Neigungen fand, da der Regierung das Recht, ihre Beamten willkürlich abzurufen, nicht zugestanden wurde, und endlich einige sozialistische Deputirte, Cury u. a. — Die Luzerner Machthaber haben wieder ein Beispiel von ihrer unversöhnlichen Nachlust gegeben. Fürsprech Schnyder ist wegen Theilnahme am Freischarenzuge zu 6jähriger Kettenstrafe und Ausstellung am Branger verurtheilt. Solche barbarische Urtheile fällt die patriarchalisch-jesuitische Justiz in den freien Schweiz! — Die Tagesagung, welche Herr Zehnder mit einer langen versöhnlichen Rede eröffnete, hat wieder einige Zeit über die vorzunehmende Bundesrevision berathschlagt und ist natürlich wieder zu gar keinem Resultate gelangt. Bei den gegenwärtigen prinzipiellen Verschiedenheiten ist es unmöglich, die zu einem gültigen Beschluß nöthige Stimmenzahl zusammen zu bringen und wenn es gelänge, so würde der Bürgerkrieg entbrennen, da der jesuitische Sonderbund sich ohne Waffengewalt nicht fügt. —

**Frankreich.** Die Wahloperationen sind im vollem Gange und man kann sich denken, wie eifrig die Journale der Opposition und des Ministeriums bemüht sind, ihren Parteien den Sieg zu verschaffen. Die Journale sind gefüllt mit den Manifesten der verschiedenen Parteinäancen, mit Anpreisungen der eigenen Kandidaten und Angriffen auf die der anderen Parteien. Wie sehr auch die Regierung jedes Mittel ergreift, um Oppositionskandidaten fern zu halten, kann man daraus sehen, daß das „Siècle“ sich veranlaßt findet, den General Lamoricière, der als Kandidat der Opposition in Paris gegen Casimir Perier auftritt, um in der Kammer gegen Bugeaud's Verwaltung von Algier zu sprechen, gegen den Vorwurf des Kommunismus in Schutz zu nehmen. Dem Ministerium, wenn es nicht auch ohnehin die Majorität erlangt hätte, kommt das neueste Attentat auf den König sehr zu Hülfe und die ministeriellen Journale „Epoque“ u. s. w. ermangeln nicht, die Wähler Angesichts dieses Attentats zu ministeriellen Wahlen aufzufordern. Ausrichtig gesagt sehe ich nicht recht ein, warum die Wähler ministerielle Kandidaten wählen sollen, weil es einem

halbverrückten Menschen einfällt, auf den König zu schießen. Ein ruinirter Stahlwaarenfabrikant, Joseph Henri, hat nämlich am 28. Juli, als der König auf dem Balkon erschien, nach demselben aus zwei kleinen Pistolen geschossen und zwar in einer Entfernung, daß er kaum mit einem Karabiner hätte treffen können; nach Einigen sind die Schüsse gar nicht einmal losgegangen, sondern bloß die Hülsen explodirt. Henri, als ein schwermüthiger Mensch bekannt, hat keine politische Farbe, er hat auch, seiner Aussage nach, den König nicht tödten, sondern nur ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen begehen wollen, weil es ihm an Muth fehlte, sich selbst zu tödten und er doch bei seinem kaufmännischen Ruin des Lebens überdrüssig gewesen wär. Außerdem hätte er wollen von sich reden machen und die Nutzlosigkeit der Todesstrafe als Abschreckungsmittel darthun; Lecomte ist bekanntlich erst ganz kürzlich hingerichtet. Alle diese Dinge sprechen unzweifelhaft für die Geisteskrankheit dieses Menschen. Der Pairshof ist auf dem 8. Aug. zum Urtheilspruch zusammenberufen. Wir werden sehen.

Der Strike der Kohlengräber zu Saint-Basit-les-Balenciennes und Anzin, der mehrere Wochen anhielt und sich bedenklich im ganzen Kohlenbassin über 8—10 Gemeinden und 7—8 Stunden ausdehnte, hat sein Ende wie gewöhnlich erreicht; die Arbeiter sind zur Arbeit zurückgekehrt und haben wahrscheinlich einige kleine Vortheile errungen. Es war sehr viel Militair und Gensdarmarie herangezogen; die feiernden Arbeiter stellten Nachts ganz militairisch Wachen und Vorposten aus, doch ist es zu keinem erheblichen blutigen Konflikt gekommen. Einige Verhaftete werden zwar verurtheilt werden; aber das sind Einzelne, das wird bald vergessen.

Unsere Leser wissen, daß auf der Nordseisenbahn bei Sampour durch das Herabstürzen der Wagen in einen Sumpf 15—20 Personen ihr Leben verloren. Die Entrüstung gegen die Gesellschaft, deren Chef Herr Rothschild ist, war furchtbar. Es heißt allgemein, der eine Ingenieur habe sich der Eröffnung der Bahn widersezt, die Regierung aber habe geglaubt, dem Andringen des Herrn v. Rothschild nachgeben zu müssen. Die Angehörigen der Todten und die Beschädigten haben die Gesellschaft verklagt; Rothschild seinerseits hat die Regierung angeklagt, daß sie die Bahn zu früh dem Verkehr übergeben habe. Wenn das obige Gerücht wahr ist, so zeugt diese Anklage allerdings von staunenswerther Fassung und seltener Unverschämtheit. Überhaupt scheint man des Profits der Aktionäre wegen die Bahnen in Frankreich furchtbar schlecht und leichtsinnig zu bauen und zu betreiben; fast jedes Blatt meldet Einstürze von Tunneln, Brücken u. dgl. Freilich können durch solch' voreiligen Betrieb gräßliche Katastrophen entstehen; aber was soll man machen? Die Aktionäre wollen Geld verdienen, sind Wähler oder Deputirte und sonst gute Freunde des Gouvernements. Da drückt man den beim Bau und Betrieb schon ein Auge zu; eine Liebe ist der andern werth. —

**England.** Lord John Russell hat wirklich ein reines Whigkabinet zu Stande gebracht. Die Schutzpartei wird ihm keine so scharfe Opposition machen, wie dem Sir Robert Peel, der ihr gar zu verhaßt war, der deshalb für jetzt nicht möglich ist. Der Freihandelsmann Cobden hat sich, nachdem die League bei ihrer Auflösung eine Subskription im Betrage von wahrscheinlich 100,000 Pf. St. eröffnet hat, für ein Jahr von dem politischen Leben zurückgezogen; seine Gesundheit und sein Geschäft fordern

das und seine Zeit ist noch nicht da. So unterstützen also auch Peel und die Freihandelsmänner Lord Russell vorübergehend, wenn er einigermaßen in ihrem Sinne handelt; das Whigministerium existirt, weil jede der anderen Parteien sich nicht stark genug fühlt, dem Haß der anderen die Stirn zu bieten. Lord John hat schon ein wichtiges Gesetz, die allmähliche Gleichstellung der Einfuhrsteuer des fremden und des Kolonialzuckers, eingebracht. Vor der Hand wird der von Sklaven erzeugte Zucker mit dem übrigen von Fremden eingeführten gleich besteuert, mit 23½ Sch. Von 1848 an sinkt dann dieser Zoll jährlich um 1½ Sch. und würde also im Jahre 1854 auf den Zollsatz für den Kolonialzucker, 14 Sch., gekommen sein. Wahrscheinlich geht dieses Gesetz durch; ein Amendement der Schutzpartei, um es hinauszuschieben, wurde verworfen.

Ein Soldat wurde wegen Subordinationsvergehens zu 1500 Peitschenhieben kriegsrechtlich verurtheilt und starb natürlich in Folge der barbarischen Exekution, die ein Mensch am Ende ebenso wenig aushalten kann, als er das Räubern gewohnt wird. Die Sache ist im Parlament zur Sprache gebracht und wird hoffentlich zur gänzlichen Abschaffung dieser abscheulichen Strafe führen, die leider auch in unserer Heere noch immer nicht ganz verschwunden ist.

Im Revealkerein ist der prinzipielle Zwiespalt endlich offen ausgebrochen. D'Connell will bekanntlich bloß durch gesetzliche Mittel, durch moralische Gewalt wirken und siegen; „Jung-Irland“ aber, an dessen Spitze jetzt Smith O'Brien steht, erklärte durch den Mund eines Geistlichen, des Herrn Kenyon, es verfließe weder gegen das Recht, noch gegen die Moral, politische Verbesserungen durch physische Gewalt zu erringen und D'Connell's Lehre von der moralischen Gewalt sei ein schönes, aber leeres Luftbild. Für diesmal siegte D'Connell zwar, aber für die jung-irländische Partei ertönten bedenkliche Weisfallrufe, die vielleicht für die nächste Zeit einen andern Erfolg verkünden. England reibt sich bei diesem Zwiespalt die Hände, weil D'Connells Macht geschwächt wird. Das sollte es nicht thun; D'Connell ist alt und nicht gefährlich, Jung-Irland aber ist stürmisch, es wagt und ihm gehört die Zukunft. —

Herzog Karl von Braunschweig bietet in seiner Zeitung die Uniformstücke zum Verkauf aus, die er zu seiner weiland projektirten Wiedereroberung seiner Staaten fertigen ließ. Als Redakteur kann er sie freilich höchstens für seine Kolporteurs gebrauchen.

**Italien.** Pabst Pius IX. scheint sich ernstlich mit Reformen des Staates, namentlich der Finanzen zu beschäftigen. Wie es heißt sollen die Schweizer Söldner entlassen werden und bei dem grenzenlosen Haß der Italiener gegen dieselben würde diese Maßregel äußerst günstig wirken. Erst dieser Tage ist wieder in Forli der Oberstlieutenant der Schweizer auf offener Straße niedergeschossen, ohne daß man den Thäter ergreifen konnte; kurz zuvor hatten die Schweizer in Cesena bei einem Pulvertransport 12 Personen getödtet und verwundet. In Folge der liberalen Maßregeln des Pabstes haben schon zu Faenza reaktionaire Bewegungen gegen ihn stattgehabt. Das wird ihn hoffentlich nicht stören. Seine Popularität ist durch die kürzlich erschienene umfassende Amnestie für sämtliche politische Vergehen (nur wenige Geistliche, Offiziere und Beamte sind vorläufig ausgeschlossen) ungeheuer gestiegen, so daß die Römer ihm sogar die Pferde ausspannten.

**Krakau** ist von den Russen und Preußen geräumt und hat nur noch eine österreichische Besatzung. Der Inhaftirten sind sehr viele und der Prozeß wird wohl lange dauern. Die Güter der Verhafteten oder Entflohenen sind sequestrirt. Die Verfassung von Krakau verbietet zwar Konfiskationen, aber in so stürmischen Zeiten wird ein einzelner Paragraph wohl einmal nicht beachtet.

**Österreich.** Die Ereignisse in Gallizien haben unter dem österreichischen Adel allerlei großmüthige, aufopfernde Entschlüsse hervorgerufen, welche die Lage der Armen und der Bauern wesentlich verbessern werden. Die Niederösterreichischen Stände wollen statt der bisherigen Verzehrsteuer eine Vermögenssteuer einführen, die natürlich mehr den Reichen zur Last fielen. Die Böhmisches Stände haben sich freiwillig erboten, künftig von den Dominical-Gründen dieselbe Grundsteuer zu zahlen, wie von den unterthänigen Rustikalgründen, die ungefähr  $\frac{5}{8}$  betragen. Der Fürst Schwarzenberg soll darnach jährlich 25,000 Fl. Grundsteuer mehr zahlen. Freilich wurde von dieser ungleichen Besteuerung wenig gesprochen, weil fast Keiner sie kannte, — aber Gallizien ist nahe!

In Siebenbürgen eilten viele Gutsbesitzer auf Drohbrieife, welche mit der Rache der wallachaischen Bauern drohten, spornstreichs mit Sack und Pack nach den Städten Klausenburg und Treba. Freilich ergab sich's bald, daß die Briefe ein Puff wären, — aber Gallizien ist nahe!

**Schleswig-Holstein.** Nachdem alle wesentlichen Anträge der Stände (Mündliches Gerichtsverfahren, Errichtung einer Filialbank, Trennung der Finanzen des Königreichs und der Herzogthümer, Verbesserung der Schulen, Abschaffung der Prügel u. s. w. u. s. w.) theils abschläglich beschieden, theils hinausgeschoben sind, hat die dänische Regierung den lange vorbereiteten Schlag geführt. Obgleich alle Verträge die Herzogthümer als selbstständige Staaten, in denen nur der Mannesstamm succedirt, anerkennen, so erklärt sie der König in seinem „Offenen Briefe“ für integrirnde Theile des Königreichs Dänemark, in welchen, wie dort nach dem Königsgeße, auch die weibliche Linie successionsfähig sei. Nur für einige Landestheile Holsteins beständen andere Verhältnisse, über die eine nähere Erklärung erfolgen würde. Die Herzogthümer sind deutsch und wollen deutsch bleiben; eines gehört sogar zum deutschen Bunde. Sie sind urkundlich untrennbar verbunden und wollen nach dem Aussterben des dänischen Mannesstammes unter den gesetzlich succedirenden Fürsten ein selbstständiges Reich bilden. Wird Deutschland dulden, daß man sie daran hindert? Der König von Dänemark beruft sich besonders auf die Traktate mit England und Rußland; beide unterstützen ihn natürlich in seinen Plänen. England will den Zollverein von der See fern halten, Rußland hofft selbst unter günstigen Umständen dort einen Hafen zu acquiriren. Wird der deutsche Bund sich einen zu ihm gehörigen Landestheil entreißen, wird er seine und des Zollvereines Interessen so arg gefährden lassen? Wäre ich nicht eben erst von „frechem und unehrbietigen Tadel“ des deutschen Bundes losgesprochen, so würde ich meine Meinung darüber sagen; so aber schweige ich. Die Stimme von Deutschland ist unbedingt für Schleswig-Holstein; fast alle deutschen Kammern haben Protest eingelegt gegen jegliche Gefährdung seiner Selbstständigkeit und für Erhaltung derselben petitionirt. Die Aufregung in den Herzogthümern selbst ist unbeschreiblich. In Neumünster wurde ein

energischer Protest gegen den „Offenen Brief“ an die eben eröffnete Kammer zu Igehøe geschickt. Ein ebenso energisches, aber etwas sehr langes, Manifest sandten die Stände an den König, obgleich ihnen befohlen war, sie sollten Petitionen über die Erbfolge und die andern streitigen Punkte weder annehmen, noch besorworten. Die Dänen sind fest und aufgeblasen und werden es an polizeilichen Maaßregeln zur Unterdrückung jeder Bewegung nicht fehlen lassen. Wir müssen das Weitere abwarten. Man sollte es doch nicht für möglich halten, daß das kleine Dänemark dem großen Deutschland zwei Herzogthümer kapern könnte! Der Versuch ist schon unbegreiflich genug; aber freilich, Hollands *jusqu'à la mer*, das wir so lange geduldig ertragen, war ein lockendes Beispiel. Q.

### Korrespondenzen.

(Mheda, im Juli.) Mit jedem Jahre nehmen die Auswanderungen nach Amerika zu; in jedem Jahre verlassen viele tausende fleißiger Menschen mit blutendem Herzen die Heimath, an welche namentlich der ungebildete Mensch mit so innigen Banden geknüpft, mit welcher er so eng verwachsen ist, in der Hoffnung, daß die unermeßlichen Länderstrecken der neuen Welt ihm Raum zu einer reicheren und mehr gesicherten materiellen Existenz bieten würden. Früher wanderten bloß malkontente Politiker und spekulirende Kaufleute aus, um in den Republiken der neuen Welt ihr politisches Eldorado, ihre ersehnten Schätze zu suchen. Heute aber veräußert der arme Einlieger seine Habseligkeiten, der Knecht, die Magd rafften ihre Sparpfennige zusammen, um die Überfahrt nach dem ersehnten Lande bezahlen zu können, um ihres geträumten Glückes habhaft zu werden. Und nicht bloß materielle Noth treibt sie fort von der heimischen Erde; nein, wir sehen auch den wohlhabenden Bauer, den konservativsten Menschen von der Welt, sein ererbtes Gut verkaufen, den Ozean durchschneiden, sich und den Seinigen einen neuen Heerd zu gründen. Wir wollen hier nicht den Nutzen oder Schaden der Auswanderungen untersuchen, wir wollen hier nicht zeigen, wie die Arbeitskräfte dem Vaterlande erhalten, wie die Auswanderer von Neuem an dasselbe zu fesseln wären. Wir nehmen die Thatfache, den unwiderstehlichen Drang nach dem fernem Westen als feststehend an und wollen durch diese Zeilen nur die Auswanderer auf die ihnen drohenden Gefahren aufmerksam machen und die Regierungen auffordern, ihnen zur möglichsten Abwendung derselben behülflich zu sein. Wie viele Auswanderer werden schon vor der Abfahrt von betrügerischen Agenten ihrer geringen Habe beraubt und kehren ganz verarmt in ihre Heimath zurück! Wie viel mehr fallen der gierigen Spekulationswuth jenseits des Ozeans zum Opfer! Konnte doch noch kürzlich ein Kaufmann zu Galesston eine ganze Gesellschaft von Kolonisten, die durch den Adelsverein nach Texas befördert waren, unter Mangel und Entbehrungen aller Art von ihrem Bestimmungsorte fern halten, bloß um länger Vortheil von dem Vertrage zu ziehen, durch welchen ihm die Verköstigung derselben übertragen war. Die deutschen Regierungen sollten fernerhin nicht glauben, daß sie mit Ertheilung des Auswanderungskonsenses aller Sorgen und Verpflichtungen gegen ihre



bisherigen „Unterthanen“ enthoben seien. Sie sollten Konsulate zum Schutze der Auswanderer schaffen und mindestens die vorhandenen Konsule anweisen, ihren unglücklichen Landsleuten kräftigen Beistand zu leisten. Bis jetzt ist Nichts der Art geschehen; alle Glieder jeder andern Nation finden auch in der unglücklichen Fremde ihr Land repräsentirt und den Repräsentanten bereit, sie zu schirmen und zu vertheidigen. Nur der Deutsche steht schutzlos da und fällt der Mildthätigkeit fremder Nationen zur Last, gegen die man so gern mit der Größe des deutschen Namens prunkt. Die folgenden Berichte, die wir der „Köln. Ztg.“ entnehmen, mögen zeigen, wie groß das Elend der Auswanderer zuweilen ist und wie trotzdem der preussische Consul den Unglücklichen seinen Schutz verweigert, weil sie aufgehört haben, preussische Unterthanen zu sein! —

(S Bingen, 12. Juli.) Heute gingen wieder achtzig Hochwälder auf den Rhein-Dampfschiffen von hier nach Brasilien ab, ohne Geld, ohne schriftliche Verträge, ohne den Ort ihrer Bestimmung zu kennen, ohne alle Aussicht — geradezu ins Blaue hinein! Sie waren von Agenten, welche in den meisten Gegenden des Rheines und der Mosel allgemach sich aufgestellt haben, verleitet worden, schon im vergangenen Winter ihre Güter zu verkaufen. Es war ihnen gesagt, der Kaiser von Brasilien bezahle die Überfahrt und werde ihnen unentgeltlich Ländereien anweisen. Auf diese durch gar nichts, nicht einmal durch etwas Schriftliches verbürgten Versprechungen hin hatten sie ihre Habe weit unter dem Werthe verkauft; die neuen Erwerber oder auch Ankäufer zogen noch sogar 26 Procent vom Kaufschillinge ab, weil das baare Geld zu rar sei, und nun warteten die guten Leute das ganze Frühjahr hindurch auf den Befehl zur Abreise. Die Agenten waren aber verschwunden, nachdem sie die Güter in die Hände ihrer Gevatterleute gespielt hatten, oder brachten allerlei Ausreden vor, so daß die Wanderungslustigen, welche mittlerweile das aus dem Verkaufe erlöste Geld verzehrt, theilweise auch vertrunken hatten, sich genöthigt sahen, aufs Gerathewohl den Weg nach Dünkirchen zu suchen. Was ihnen dort bevorstehen wird, ist leicht zu errathen. Ohne Geld, ohne Vertrag werden sie Niemanden finden, der sie überschiffet, oder entschließt sich ein Speculant dazu, so müssen sich die Leute anheischig machen, die Kosten abzarbeiten. Warnende Mittheilungen über das Loos der früher auf solche Bedingungen hinüber geschafften Deutschen hat Ihre Zeitung schon gebracht. Die Quintessenz einer solchen Vereinbarung ist nach denselben sehr einfach: einerseits Auslage der Überfahrtskosten, andererseits lebenslängliche Arbeit für Andere, — fast ein förmlicher Sclavenhandel! Bekanntlich kreuzt nun eine ganze Flotte an den afrikanischen Gestaden; Millionen werden alljährlich ausgegeben, um die Schwarzen zu schützen; wo sind aber die Kreuzer, welche die Seelenverkäufer vom Hundsrück bis zur Nordsee wegfangen? wo sind die vorsorglichen Behörden, welche den Wucherhandel mit den Gütern zu verhindern suchen und die Leute warnen, wenigstens so lange nicht zu verkaufen, bis feste, von Regierungs-Agenten beglaubigte und mit rechtlichen Geschäftsleuten abgeschlossene Überfahrts- und Ansiedelungs-Verträge vorliegen?

— Wir lassen diesem Schreiben aus Bingen die Schilderungen folgen, welche der „Elberf. Ztg.“ aus **Dünkirchen** vom 6. Juli über die Lage der dort sich anhäufenden Auswanderer eingesandt worden: „Ihnen das Elend zu beschreiben, worin sich gegenwärtig fünfhundert deutsche Auswanderer hier

befinden, würde ich vergebens versuchen. Die Straßen sind voll ausgehung-  
 gerter Weiber, Kinder und Greise, welche die Vorübergehenden in einem  
 herzerreißenden Tone um ein Almosen anflehen. Die Kirchthüren sind förm-  
 lich belagert von fremden deutschen Bettlern, und man meidet die öffentlichen  
 Plätze und die Thore, um sich dem Jammer zu entziehen, dem man ja doch  
 nicht zu steuern vermag. Mit jedem Tage wächst das Übel, denn bald  
 haben auch die, welche noch etwas haben, ihr letztes Stück veräußert. Et-  
 was zu verdienen, ist hier wenig Gelegenheit; einige sind zwar mit Erdar-  
 beiten an dem Ableitungs-Canale beschäftigt, aber der Tagelohn von einem  
 Franken genügt nicht, sich mit einer Familie von vielleicht 6—10 Kindern  
 durchzubringen. Die hiesigen Damen beweisen ihre Mildthätigkeit in hohem  
 Grade; aber außer den 500, die bereits 4—5 Monate hier liegen, kom-  
 men fast täglich neue Schlachtopfer aus Deutschland an, und das ermüdet  
 auch die Wohlthätigsten. Das Haus Delrue wird Keinen fortschaffen, ohne  
 daß er bezahlt hat; es wählt sich aus der Masse die aus, welche bezahlen  
 können, um eine Schiffsladung zu ergänzen. Der preussische Consul  
 weist die Leute fortwährend ab, weil sie aufgehört hätten, preussische  
 Unterthanen zu sein! Viele von den Unglücklichen sind zu  
 mir gekommen; aber die Briefe und Contracte sind theils gar nicht unter-  
 schrieben, theils in solchen allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, daß der hu-  
 manste Advocat die Sache nicht annehmen wird. Es bleibt nichts übrig,  
 als sich an die Regierungen zu wenden, daß sie eine Untersuchung einleiten,  
 der Sache auf den Grund zu kommen. Ich habe deshalb vorgestern an den  
 Unterpräfecten geschrieben und ihn gebeten, sich meiner verführten unglück-  
 lichen Landleute anzunehmen. Ich habe ihn hingewiesen auf das vor Augen  
 liegende Elend und ihm ohne Umschweife das Haus Delrue als den Urheber  
 desselben denuncirt. Das Wesentliche habe ich Ihnen schon in einem frühe-  
 ren Schreiben angedeutet. Dieses Haus hatte einen Contract mit der bra-  
 silianischen Regierung abgeschlossen, wonach es 600 Deutsche unter für sie  
 günstigen Bedingungen anwerben sollte. Es sandte nun eine große Anzahl  
 Exemplare dieses Contractes an seine Agenten in Deutschland, die meist in  
 den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, im Nassauischen, Darmstädti-  
 schen, Birkenfeldschen wohnen; unter ihnen nenne ich einen gewissen Meng-  
 den zu Ingelheim und einen gewissen Dieß zu Bacharach. Sogleich machten  
 viele Familien ihre liegenden Gründe zu Gelde, und seit dem April 1845,  
 wo das erste Schiff mit Auswanderern von hier auslief, hat das Haus  
 Delrue 13 Schiffe mit 2097 Auswanderern expedirt. Offenbar war hiermit  
 die Anzahl von 600 Arbeitern, für welche contrahirt worden war, über-  
 schritten, und da die bras. Regierung nur für diese verbindlich war, so  
 waren die überzähligen einem ungewissen Schicksale preisgegeben. Jedenfalls  
 war der Contract nun abgelaufen, und das Haus Delrue hätte sich ver-  
 pflichtet fühlen müssen, dies seinen Agenten anzuzeigen und durch sie den  
 Auswanderungslustigen ankündigen zu lassen, daß Niemand ferner nach Bra-  
 silien expedirt werden würde, der nicht die Reisekosten vorausbezahlte. Bei-  
 des ist nicht geschehen, vielmehr hat es bekannt gemacht, nur wegen des  
 Winters habe es seine Expeditionen nach Brasilien suspendirt, mit dem  
 Frühling würden sie wieder beginnen; von veränderten Bedingungen ist keine  
 Rede, auch nicht mit einer Silbe, und seine Agenten rufen den Leuten un-  
 aufhörlich zu: „Gilet! Verkauft eure Güter! Macht euch fertig, sonst kommt

ihr zu spät!" Nun kommen die Hunderte, ohne zu wissen, daß es keinen brasilianischen Contract mehr für sie gibt; sie werden auf die Ankunft eines Schiffes vertraut, das sie transportiren soll, und bis es kommt, haben die Meisten ihr Hab und Gut verzehrt, und dann gibt es für sie keinen Raum, sondern nur verzweiflungsvolles Elend, und die Hinüberkommen, werden es vielleicht nicht besser haben. Ich habe also mich an die französische Regierung gewendet, daß sie sich mit der preussischen benehmen möge, wie diesen schändlichen Betrügereien ein Ziel gesetzt werden könnte. Vorläufig bitte ich Sie, und ich möchte alle Redactionen rheinischer Blätter bitten, diese Zeilen so schnell als möglich zu veröffentlichen, damit noch Manche zeitig genug sich warnen lassen und nicht, statt auf die goldenen Berge, welche ihnen die Agenten verheißten, in den Strudel des Verderbens gerathen, der sich hier täglich weiter aufthut. — Vorgestern früh ist endlich das erste Schiff, die englische Goelette „Albert“, mit 90 Auswanderern unter Segel gegangen. 65 von ihnen hatten schon in Deutschland das Reisegeld voraus bezahlt, die übrigen wurden aus der Masse ausgefucht. Sie gehen nach San Leopoldo, der deutschen Colonie in der Provinz Rio Grande in Brasilien, unter dem 30. Grad südl. Breite. Das Haus Dekrue wollte 116 einschiffen; wir wandten uns an den Gerichtshof, und es mußte sich einen Abzug von 26 Personen gefallen lassen, da offenbar das Schiff nicht mehr faßte. Am Abende vor der Abreise bekam ich von der Gesellschaft ein Dankschreiben; sie bitten mich aufs dringendste, ihre Sache in einer deutschen Zeitung zur Sprache zu bringen, damit nicht noch mehr Menschen unwissend und gutwillig dem Herrn Dekrue und dessen Agenten in die Falle gehen. Unterschrieben haben es P. Proß, (Lehrer), P. Conrad, M. Franz, M. Bourath, sämmtlich aus Altweibelsbach, H. P. Bauermann und P. Weiter aus Pleizenhausen, Georg Bender aus Horn, Andr. Füller aus Klusterhumold, G. Sixel aus Budenbach, H. Proß und Pet. Emmel aus Mörsbach, G. P. Bauermann und J. Jak. Neuther aus Bergenhausen, Franz Bira aus Rheinböllen, Schwarz aus Muttersteyd, alle bei Altstimmern, Reg.-Bez. Coblenz, Nik. Wingelmeier von Spang im Kreise Wittlich, Reg.-Bez. Trier, P. K. Klein und J. J. Busch aus Gleichweiler, F. K. Licht aus Buhlenberg und J. K. Sohne aus Hambach, Fürstenthum Birkenfeld. — So eben vernehme ich vom Polizei-Inspector, daß die franz. Regierung die hier befindlichen armen Deutschen nach Algerien schicken will. So wäre denn diesen geholfen, freilich auf eine Weise, die ihnen unter andern Verhältnissen gar wenig zusagen würde. Leicht werden sie es in Algerien besser haben, als gegenwärtig hier in Dünkirchen, aber auch so gut, als an der Mosel und am Rhein? Wann werden doch die Deutschen wieder des alten Sprüchleins inne werden: *„Bleibe im Lande und nähre dich redlich? Aber indeß muß geholfen werden, und so lange die Regierungen es nicht thun, mag die Presse zum Heile von Abertaufenden laut reden und zeugen.“* — So weit der Korrespondent der „Elberf. Ztg.“ Wir fragen aber: wie lange wollen die deutschen Regierungen die Presse umsonst reden lassen? Wir haben seit einem Jahre wieder und wieder gemahnt, — aber noch keine Sylbe tröstlicher Zusicherungen ist uns geworden, und eben so wenig ein beruhigendes Wort der Belehrung und Berichtigung.

(**Rheda**, im Juli.) Die Leser des Dampfbootes erinnern sich noch wohl des gegen mich eingeleiteten Proceßes und der lebhaften Theilnahme, mit welcher die Administrativ-Behörden den Gang desselben beehrten. Ich wurde in erster Instanz zwar von „Majestätsbeleidigung, frechem und unehrerbietigem Tadel der Landesgesetze, Beleidigung befreundeter Regierungen“ völlig freigesprochen, dagegen wegen „frechem und unehrerbietigen Tadel des deutschen Bundes und seiner Anordnungen“ zu sechs Monaten Festungsarrest und in die Kosten verurtheilt. Am 3. Juli hat der zweite Senat des Ober-Landes-Gerichts Paderborn dieses Urtheil dahin abgeändert, „daß Inculpation auch von der Anschuldigung des frechen unehrerbietigen Tadel des deutschen Bundes und dessen Anordnungen völlig freizusprechen und die Beschlagnahme der bei Brodtmann in Schaffhausen 1844 erschienenen Schrift: „Gedichte von H. D. Lünig“ wieder aufzuheben ist, die Kosten I. Instanz bis auf die aus dem Kriminalfond zu bestreitenden baaren Auslagen niederzuschlagen, die Kosten der weiteren Verttheidigung dagegen dem Inculpanten zur Last zu legen sind.“ Dieser letzte Punkt, der sich auf eine Bestimmung der C. D. gründet, verdient Beachtung. Es erscheint weder logisch, noch billig, daß Jemand die Kosten der weiteren Verttheidigung tragen soll, der durch seine Freisprechung klärllich beweist, daß er einen sehr triftigen Grund hatte, die Abänderung des Urtheils I. Instanz zu verlangen. Bis jetzt ist mir bloß der Tenor des Urtheils zugesandt; ich zweifle aber natürlich keinen Augenblick, daß mir auf meinen Antrag auch die Gründe desselben publizirt oder abschriftlich mitgetheilt werden.

**Dr. Otto Lünig.**

### Erklärung.

Herr Dr. Arnold Ruge hat schon über meine kurze Abwehr seiner „Schnurre“ (vgl. Gesellschafts-Spiegel, Heft VII) so sehr den Kopf verloren, daß er in einer mir so eben zu Gesicht kommenden Schrift Karl Heinzens die kleinen und schmutzigen Motive verräth, welche ihn zu den Verunglimpfungen meiner Person veranlaßt haben. — Ich habe die nöthigen Schritte gethan, mir eine Copie des Briefes zu verschaffen, auf welchen Herr Ruge seine Verdächtigungen stützen zu können behauptet, und werde den bezüglichen Inhalt dieses Briefes nebst einer ausführlichen Beleuchtung, sowohl meines Verhältnisses zu Herrn A. Ruge, als der „Schriften und Thaten“ dieses Doctors, dem Publikum vorlegen.

**M. Hess.**



Redacteur: **Dr. Otto Lünig** in Rheda.

**Bielefeld.** Verlag von **A. Helmi**ch. — Druck von **J. D. Küster**, Wittve.



